

Werner Wilhelm

Sein Leben in Wort und Bild

1928-1993

Kurz bevor wir unsere Gelübde austauschten, fragte der Pfarrer jeden von uns einzeln, ob wir aus freiem Willen hier seien, um die Ehe mit dem anderen einzugehen. Er fragte uns auch, ob uns irgendjemand dazu genötigt oder uns etwas dafür versprochen habe. Ich war sehr gespannt auf Werners Reaktion, hätte ich doch nie gedacht, dass er je aus freiem Willen heiraten würde. Er sagte jedoch sehr bestimmt und bedingungslos ja, er sei aus freien Stücken hier. (Werner sagte später oft, dass er es sehr geschätzt habe, dass ich nie versucht hatte ihm zuzusetzen oder eine Heirat zu erzwingen, ihm nie gedroht oder ihn bedrängt hatte.) Ich durchlebte mehr als nur einen Moment der Panik und fragte mich, ob ich eigentlich wüsste, was ich hier, vor einem Pfarrer tue, da ich über die Jahre genauso allergisch gegen das Heiraten gewesen war wie Werner, und das Single-Dasein immer einen gewissen Trost bedeutete, weil man in schwierigen Zeiten immer zwei Möglichkeiten hatte: zurück zu Werner, oder zur Tür hinaus. Und was mein war, war mein, ohne die Sorge bei einer Scheidung alles zu verlieren. Aber ich liebte Werner von ganzem Herzen und mein Hauptgrund, ihn zu jenem Zeitpunkt zu ehelichen war, dass ich ihn in allem, was in Zukunft auf ihn zukommen würde, beschützen konnte. Ich hatte ihn wiederholt darauf hingewiesen, dass, sollte er mich nicht heiraten, seine Schwester seine nächste Angehörige war, und wollte er ihr wirklich die Entscheidungen über seine medizinische Behandlung überlassen?

Werner war an seinem Hochzeitstag einfach nur lieb. Wie ein großer, liebenswerter Teddybär. Und es war wirklich der Höhepunkt seines Lebens, denn ob Sie es glauben oder nicht, er war tatsächlich bereit zur Ehe. Er war mit Herz und Seele bei der Zeremonie dabei. Er genoss jeden Augenblick und machte alles mit, einschließlich des Singens.

Dann kam der Austausch der Gelübde. Werner hatte sich das Gelübde großartig gemerkt und sagte es ohne Fehler auf. Aber wir hatten dem Pfarrer nicht gesagt, dass wir die Gelübde auswendig gelernt hatten, daher sprach er sie eine Zeitlang mit Werner mit, bis er merkte, dass dieser sie konnte. Zum Glück konnte ich meine auch fehlerfrei. Werner hatte gemeint, er mache sich keine Sorgen, denn er wisse schließlich, dass jede Frau diese Gelübde bereits am Ende der Grundschulzeit auswendig könne. Ich neckte ihn und fragte, ob er sich an alle seine Namen erinnerte, da er die formelle Nomenklatur für die Feier gewählt hatte. Er war sauer auf mich, wie ich überhaupt annehmen konnte, dass er seine Namen vergessen würde. (Das erste Mal, als ich dachte wir würden heiraten, brauchte ich etwas Zeit, um alle seine Namen in der richtigen Reihenfolge auswendig zu lernen, Richard Friedrich August Werner Wilhelm.)

Nach dem Austauschen der Gelübde sagte der Pfarrer, wir würden uns nun gegenseitig die Eheringe anstecken. Etwas vorher, während des Anzündens der Hochzeitskerze mit den beiden Kerzen, hatte Werner plötzlich einen starren Gesichtsausdruck bekommen, dann hektisch Carleen zugewunken und ihr aufgetragen, hinauf in sein Büro zu laufen und meinen Ehering aus seinem Schreibtisch zu holen. Er hatte ihn vergessen. Sein Büro war nicht abgesperrt, also hatten wir Glück und ich hatte einen Ehering. Werner war sehr emotional, als er den Ehering an meinen Finger steckte, und fügte am Ende des auswendig gelernten Gelübdes hinzu: „Ich werde dich lieben, ehren und beschützen, dein wahrer Bär.“ Wenn ich das Foto anschau, auf dem ich den Ring an Werners Finger

stecke, sieht er aus, als sei er vor lauter Glück über dieses überwältigende Ereignis wie betrunken.

Nach dem abschließenden Gebet und der Bitte um den Segen für uns, unsere Ehe, Familie und Freunde, bat der Pfarrer um unsere Eheerlaubnis. Ich sagte, ich würde sie holen gehen, da Werner recht erschöpft war und nicht in der Stimmung, so weit zu laufen. Meine hochhackigen Schuhe brachten mich fast um. Ich trug sie, solange mich die Leute im Speisesaal sehen konnten aber sobald ich um die Ecke gebogen war, zog ich sie aus und rannte so schnell ich konnte, um den Pfarrer nicht so lange warten zu lassen. Das Gefühl, nur auf Strümpfen zu laufen, war himmlisch! Ich rannte zum Schlafzimmer, wo die Erlaubnis genau da lag, wo ich sie glaubte. Ich nahm sie, rannte zurück und zog meine Schuhe vor dem Lift wieder an. Ich gab die Erlaubnis dem Pfarrer, der neben dem großen Tisch in der Nähe des Eingangs zum A-Gebäude stand. Er unterschrieb sie und gab sie dann Hari und Carleen für deren Unterschriften. Dann steckte er das Dokument in den Umschlag und schickte es später zurück an das Standesamt. Am nächsten Tag schickte er uns eine sehr nette Danksagungskarte, was ich sehr liebenswürdig fand.

Werner bemühte sich, den Pfarrer zum Bleiben zu überreden, damit er mit uns essen konnte, aber er wollte nicht. Er zog sich in Werners Büro um und ging. Werner war fürchterlich frustriert, weil das Essen nicht gleich nach der Zeremonie fertig war. Aber nach etwa 45 Minuten wurde es serviert und es war gut. Allerdings nicht ganz so gut wie damals für Ross Perot, welches unsere Küche ausgezeichnet hinbekommen hatte. Die Gospelsängerin und Pianistin und ihr Mann blieben zum Essen und amüsierten sich köstlich über Werner. Gleich nachdem der Pfarrer gegangen war und bevor das Essen serviert wurde, ging ich von Tisch zu Tisch und unterhielt mich mit den Gästen. Werner war zu krank um mitzukommen, er saß inzwischen allein am großen Tisch. Alle Gäste wussten, wie krank er war und gingen zu ihm, um ihm Glück zu wünschen.

La Verne Hill spielte nach der Zeremonie weltliche Musik und als sie begann, eines von Werners Lieblingsliedern, *Somewhere My Love*, zu spielen, ging ich zu Werner, er stand auf und wir tanzten. Er war sehr glücklich, dass wir zu diesem Lied tanzten, und es war ein sehr bewegter Augenblick für ihn. Danach musste er sich sofort hinsetzen, da er außer Atem war und keine Kraft mehr hatte.

Als das Essen serviert wurde, hörte La Verne auf zu spielen und setzte sich zu uns an den Tisch. Werner ließ die Handwerker die altmodischen Musikkassetten in die Stereoanlage einlegen, die wir dann während des Essens hörten. Später legte er die deutschen Kassetten ein und verliebte sich total in die Musik. Er spielte sie in unserer Wohnung immer und immer wieder ab. Eine sehr lustige Geschichte über diese deutschen Kassetten war, als Werner und ich sie uns kurz nach unserer Hochzeit anhörten während wir uns für den Tag bereit machten und Werner plötzlich innehielt und dem Lied zuhörte, das gerade spielte. Er bekam einen seltsamen Gesichtsausdruck. „Hast du verstanden, was da gerade gesungen wurde?“ fragte er mich. „Nein,“ antwortete ich. Werner wiederholte, was er gerade auf der Kassette gehört hatte: „Der Priester in dem Lied fragt den jungen Mann, warum er in der Kirche heute so fein angezogen sei – seine Hochzeit sei gestern gewesen.“ Werner und ich sahen uns an und mussten lachen.

Und als wir dann nach dem Essen alle zusammen am Tisch saßen, war Werner ganz in seinem Element, als er die Hochzeitsrede für die versammelten Gäste hielt. In dieser Rede sagte er, dass er ein eingefleischter Junggeselle sei, der in fortgeschrittenem Alter nun zum ersten Mal geheiratet habe. Er fuhr fort, dass ich die erste Frau Wilhelm seit dem Tod seiner Mutter im Jahre 1966 sei (ob er Charlotte ganz vergessen hatte?). Dann überreichte er mir die Halskette seiner Mutter mit dem Anhänger, die ihr Vater Richard Brehmer ihr geschenkt hatte, als sie noch ein Teenager war. Werner hatte sie zur Feier des Tages sogar vom Juwelier polieren lassen und legte sie mir nun um.

Werner freute sich auch, eine kleine Karte mit einem 100 Dollarschein darin herumzuzeigen, die er gerade von Carleen bekommen hatte, als Zahlung für eine 20 Jahre alte Wette. Hari hatte immer wieder versucht, das St. Anne von Werner zu kaufen und Werner bereitete den Verkauf auch immer vor, aber irgendwie kam er dann doch nie zustande. Im Jahr 1982 sagte Brenner zu Hari, dass er gegen Werner klagen könne, da Werner mal wieder alle Papiere unterschrieben sich jedoch dann aus dem Handel zurückgezogen hatte, wie schon einige Male vorher. Aber Hari war schlau genug, das gar nicht erst zu probieren, denn er wusste, sollte er auch nur ein Mal mit seinen Zahlungen zu spät dran sein, ihm alles um die Ohren fliegen würde. Hari ging dann immer nach Hause zu Carleen und war so frustriert, dass Werner ihn so hinhielt. Hari sagte zu Carleen, wie sehr er das St. Anne kaufen wollte und Carleen antwortete besänftigend: „Hari, es gibt drei Dinge die der Wilhelm nie tun wird: 1. heiraten, 2. ein neues Auto kaufen und 3. das St. Anne verkaufen. Darauf wette ich 100 Dollar.“ Hari erzähle Werner von dieser Unterhaltung, nachdem er ihm das St. Anne verkauft hatte. Werner sagte zu Carleen: „Ich habe das St. Anne verkauft, her mit dem Hunderter!“ Carleen meinte jedoch, Werner müsse erst alle drei Bedingungen erfüllen, bevor er die 100 \$ bekomme. Als Werner und ich dann heirateten, verlange Werner von Carleen die 100 \$, denn er hatte geheiratet, das St. Anne verkauft und vor langer Zeit, nämlich 1981, ein neues Auto gekauft. Ich sagte zu Werner: „Sie hat mit Hari gewettet, nicht mir dir. Hari müsste eigentlich die 100 Dollar kriegen.“ „Nein,“ meinte Werner, „ich habe die drei Dinge getan, also bin ich derjenige, dem das Geld zusteht.“

Später schrie Werner mich an, das Geld und die Karte seien weg, ich hätte sie im Speisesaal liegen lassen und nun habe sie jemand gestohlen. Ich sah zwischen all den Sachen nach, die ich an jenem Tag dort unten hatte und konnte sie nicht finden. Es tat mir sehr leid, dass ich das Wettgeld und die Karte verloren hatte. Irgendwann später zog ich Werners Hochzeitshemd aus dem Schrank um es zu waschen und als ich durch die Taschen ging, bevor ich es in die Maschine steckte, fand ich die Karte und das Geld. Werner hatte sie an unserem Hochzeitsabend in seine Tasche gesteckt. Ich war so froh, dass wir sie noch hatten, aber ein bißchen genoss ich es auch, ihn mit der Nase darauf zu stoßen, dass er es gewesen war, der sie verlegt hatte und nicht ich.

Werner hätte Hari am liebsten für seine Trauzeugen-Rede an jenem Abend umgebracht. Hari ritt darauf herum, dass ich es verdiente, Werner zu heiraten und jetzt das Leben zu genießen, weil ich über die Jahre mir schon so viel von Werner hatte gefallen lassen (und

er wiederholte beständig das ‚gefallen lassen‘). Die ganze Rede war so widerwärtig und wenig schmeichelhaft für Werner.

Werner gefiel das Anschneiden der Torte, obwohl er sich nicht ganz sicher war, was da von ihm erwartet wurde. Cindy brachte die Torte und das Messer, wir schnitten das erste Stück gemeinsam und ich machte dann alleine weiter. Danach steckten wir uns gegenseitig Teile des ersten Stückes in den Mund. Das ging viel besser, als ich befürchtet hatte und Cindy meinte, ich sei viel zu nett zu Werner gewesen. Cindy servierte dann den anderen Gästen die Torte.

Nachdem wir gegessen hatten und die Gäste gegangen waren holte ich meine Kamera hervor, da ich überhaupt kein Vertrauen in den Fotografen mit Pferdeschwanz hatte. Es war unheimlich schwierig, Werner dazu zu bringen, mitzumachen, da er mittlerweile wegen des ganzen Ansturms der Gefühle und seiner Krankheit todmüde war. Aber ich wollte sicherstellen, dass wir ein paar anständige Hochzeitsbilder hatten, und er möge doch bitte kooperieren. Welch ein Akt! Während draußen der Hurrikan Andrew stürmte, versuchte ich drinnen die Hochzeitsgesellschaft auf- und die Kamera einzustellen. Werner weigerte sich, dort zu stehen und setzte sich irgendwo hin. Er meinte, er würde sich in Positur stellen, wenn ich mit dem Einstellen fertig sei. Also ließ ich jemand anderen seinen Platz einnehmen bis ich soweit war, dann würde er sich in das Bild begeben. „Werner, bitte, halte noch ein bißchen durch!“ flehte ich ihn an. „Ich verspreche dir, dich nie wieder zu heiraten, du musst also nur dieses eine Mal posieren.“ Er war so müde und so erschöpft! Man kann es auf den Bildern sehen. Bei der Aufnahme mit den drei Kerzen weigerte er sich dann, noch irgendetwas zu tun und verlangte eine Schale Erdbeereis. Und er meinte es ernst. Kein Eis, kein Posieren. Wie ein Fünfjähriger. Also bekam er sein Erdbeereis und ich bekam ein paar Bilder von ihm beim Essen. Danach ging es ihm wieder besser und wir machten den Rest der Bilder.

Gleich nachdem wir die Bilder gemacht hatten, ging Werner zu Bett. Er zog sich in Rekordzeit aus. Er wollte sich ein Schläfchen gönnen und nicht gestört werden, daher schlug er mir vor, zum Pool zu gehen und meine 100 Bahnen zu schwimmen. Viele der Bewohner fragten sich bestimmt, warum ich an meinem Hochzeitsabend allein im Pool war.

Ich hatte gedacht, dass wir unsere Flitterwochen im Registry Hotel verbringen würden und ich hatte sogar Anfang August mit Werner darüber gesprochen und den 10. August als besseren Hochzeitstermin vorgeschlagen, denn dann wären wir für die vierteljährliche Besprechung bereits im Registry gewesen. Aber er wollte kein anderes Datum als den 24. August. Ich nehme an, er war zu krank um zu reisen, denn er hatte kein Interesse gezeigt, für unsere Flitterwochen irgendwohin zu fahren und am nächsten Morgen war er wie gewohnt wieder im Büro. Carleen und Hari fuhren dann nach Hause, sie mussten sich ja schließlich um ihre Pflegeheime kümmern. Carleen hatte ein Problem: Nancy Hefferon Jr. machte die Buchhaltung und nun fehlten 5000 Dollar. Carleen beabsichtigte, Nancy deswegen zur Rede zu stellen.

Vom 25. August bis zum 6. September arbeiteten wir wie sonst auch, ohne irgendwo hinzugehen oder etwas zusammen zu unternehmen. Werner arbeitete, wir aßen gemeinsam, nach jeder Mahlzeit erbrach er das meiste von dem, was er gegessen hatte, nach dem Abendessen sahen wir fern und schliefen dann ein. Ich versuchte hin und wieder zu schwimmen um Stress abzubauen, Kalorien zu verbrennen und den Krebs vom Zurückkommen abzuhalten, da Sport in dieser Hinsicht sehr gut sein soll.

Jeden Morgen von 8.30 Uhr bis 9 Uhr fand in Werners Büro die Führungsbesprechung statt. Acht Uhr dreißig ist nicht gerade meine beste Zeit, deswegen bestellte Werner mir immer ein Brot mit Frühstückspeck, Tomaten, Salat und ein Glas Milch, um mich zur Pünktlichkeit zu animieren. Er bestellte dann entweder das gleiche Brot für sich selbst oder Eier. Wir aßen dann zusammen während der Besprechung bis er dann während des Frühstücks ein seltsames Gesicht machte, nach der Bonbonschale winkte, sie unter sein Kinn hielt und sich dann mit hochrotem Gesicht in die Schale erbrach. Ich war doch recht erstaunt, was mein Magen so aushielt, denn ich aß jeden Morgen trotz des Gekotzes einfach weiter. Der arme Scott hatte einen schwächeren Magen und sauste jedes Mal so schnell er konnte aus dem Büro, denn er konnte nichts bei sich behalten, wenn jemand in seinem Beisein kübelte. Das alles war unseren Führungsbesprechungen natürlich nicht sehr dienlich! Aber wie man sieht, der Chef kann machen, was er will. Danach gab Werner die Schale voller Sie-wissen-schon-was einem Angestellten zum Auswaschen, der sie sauber wieder zurückbrachte. Werner legte die Süßigkeiten dann wieder in die Schale, wo sie bis zum nächsten Morgen blieben. Aus irgendeinem Grund schien niemand mehr die Süßigkeiten aus dieser Schale essen zu wollen.

Werner sagte, dass wir im September die Baums aus Zschippach zu Besuch haben würden und im Oktober die Schröders. Ich besprach dann mit ihm, dass ich im September Blutuntersuchungen und Arztbesuche machen müsse. Er schlug vor, dass ich am 6. September gehen und dann zwei Wochen später zurück sein sollte, um die Baums kennenzulernen. Das tat ich dann auch. Es zerriss mir schier das Herz, ihn zurückzulassen, da er offensichtlich sehr krank war. Aber er versicherte mir, dass es ihm die nächsten zwei Wochen gut gehen würde und ich ruhig nach Michigan fahren sollte.

Also fuhr ich und brachte die zwei Wochen hinter mich, einschließlich der ganzen Untersuchungen und Bluttests. Als ich am Abend vor meiner Abfahrt von Michigan nach Florida mit ihm sprach, meinte er mit Erstaunen in der Stimme: „Dies ist das erste Mal, dass du zu deinem Ehemann heim kommst.“ Ich kam in Sebring an und wir erwarteten am nächsten Tag die Ankunft der Baums. Werner blieb zu Hause während ich zum Flughafen fuhr um sie abzuholen. Als ich ankam, waren sie nicht da, wo Werner gesagt hatte, also rief ich ihn an um zu erfahren, was genau ausgemacht worden war. „Naja, vielleicht habe ich ihnen doch nicht gesagt, dich an der Rolltreppe zu treffen,“ sagte er. „Was hast du ihnen denn gesagt, wo wir uns treffen?“ fragte ich. „Tja, das weiß ich nicht mehr genau,“ meinte er. Dann blaffte er mich an: „Wo hast du denn geparkt?“ „Gleich vor der Tür,“ antwortete ich ihm. „Verdammt noch mal, du wirst einen 100 Dollar Strafzettel bekommen und ich werde ihn nicht bezahlen. Schau dass du dort wegkommst, die werden dich schon finden,“ brüllte er. Ich hatte Werners Behindertenaufkleber am

Auto und fragte den Sicherheitsbeamten nach den Behindertenparkplätzen. Er sagte, ich könne mein Auto ruhig da stehen lassen und würde keinen Strafzettel bekommen.

Ich rief Werner zurück und schimpfte mit ihm. Er schrie zurück. Plötzlich kam Jürgen auf mich zu und fragte, ob ich Sandy sei. „Hurra, wir haben uns gefunden,“ sagte ich zu Werner. „Dann sieh zum Teufel zu, dass du nach Hause kommst,“ war seine Antwort. Wir verstauten das Gepäck in meinem Wagen und ich kämpfte auf dem Heimweg mit der deutschen Sprache, da Werner ja nicht da war - obwohl er das Übersetzen sowieso hasste.

Während ihres dreiwöchigen Aufenthaltes war Werner diesen Leuten gegenüber sehr großzügig. Er gab ihnen das 8000 Dollar teure Modellzimmer und sorgte dafür, dass sie genügend Bier und Essen hatten. Wir waren oft oben in unserer Wohnung und spielten Skat. Werner war so süß beim Skatspielen. Er wollte es schon immer spielen, konnte es aber nicht und hatte niemanden, von dem er es hätte lernen können. Als er feststellte, dass die Baums Skat spielten, ließ er uns von ihnen zeigen wie es ging. Das war vielleicht ein Fiasko für mich! Ich verstand nicht genug von ihrem hochgestochenen, schnell gesprochenen Deutsch, um die Regeln zu verstehen, daher bat ich Werner, sie für mich zu übersetzen. Werner darum zu bitten war, als müsse er für etwas Buße tun. Ich wurde angemault, angeschrien und veräppelt. Er sagte ich sei dumm, weil ich ihren Anweisungen nicht folgen und das Spiel nicht richtig spielen könne. Ich kam aber schnell dahinter, warum Werner mich so anschrie – er verstand es selber nicht genau und wollte sich nicht bloßstellen. Ich merkte bald, dass dieses Spiel dem amerikanischen Euchre ähnelte, also spielte ich es einfach so, was auch recht gut funktionierte. Ich wusste nur nicht wie man reizt und wann man wie hoch reizen kann. Außerdem war mir nicht klar, wie sie hinterher die Punkte zählten. Also fragte ich. Das war keine gute Idee. Ich wurde mit Deutsch überschüttet, von dem ich nur die Hälfte verstand. Ich bat um eine Übersetzung und wurde von Werner niedergemacht. „Zum Teufel mit diesem blöden Spiel,“ sagte ich zu Werner. „Wenn du mir nicht sagst wie man es spielt, dann spiel ich einfach nicht mehr mit, sondern setze mich hierhin und schaue zu.“ Peng!!! Werner ging hoch wie eine Rakete im Kennedy Space Center. Wenn Werner Skat spielte, hat ihm wohl ein Engel über die Schulter geschaut, denn es lief alles glatt. Ihm fielen die richtigen Karten in die Hand, er spielte wilder als ein Hase im Frühling und gewann trotzdem jede Runde, er verlor nie, obwohl er recht ungestüm reizte. Seine Punktezahl stieg drastisch an, er spielte so gut, dass er uns weit, weit hinter sich zurückließ. Und während der ganzen Zeit, in der wir Skat spielten, hörten wir die wunderschönen altmodischen deutschen Kassetten auf der Stereoanlage, die Malis Werner als Hochzeitsgeschenk gegeben hatten. Diese sanfte, altmodische Musik schuf eine so wunderbare Atmosphäre für einen Kartenspielabend. Es erinnerte Werner an seine Kindheit zu Hause bei seinen Eltern. Und wir hatten reichlich Süßigkeiten, Limo, Bier, Brezen und Chips. Das waren wunderschöne gemeinsame Abende. Leider nur damals und nie wieder.

Unsere Gäste brachten uns viele richtig schöne, echt deutsche Geschenke. Ich freute mich über jedes einzelne davon und stellte sie in meinem Bücherregal zur Schau. Unser Hochzeitsalbum gefiel ihnen sehr und sie baten uns um ein auf 20 cm x 25 cm vergrößertes Bild, um es mit heim zu nehmen und einzurahmen. Wir gaben ihnen eines.

Bei ihrem Anruf im August 1993 sagten sie dann, dass sie das Bild eingerahmt und im Wohnzimmer in Zschippach aufgehängt hätten. So ist ein Teil von Werner auch heute noch auf seinem Rittergut.

Wir fahren mit ihnen zu Disney World, wo Werner so gern hinging. Ich nahm für diesen letzten Ausflug einen elektrischen Rollstuhl von Binsons für Werner mit, da er nicht mehr laufen konnte und bereits ständig in einem normalen Rollstuhl saß. Es gefiel ihm sehr gut, mit diesem Rollstuhl selbständig in Disney World herumfahren zu können. Der Stuhl fuhr recht schnell, und ich war mir sicher, dass er irgendjemanden über den Haufen fahren würde, da er sich wenig um andere kümmerte. Aber er fuhr wie ein Weltmeister damit, viel besser als er Auto fuhr. Er kam überall in Disney World mit Leichtigkeit hin. Auf der Autofahrt Richtung Norden nach Disney World wurde ihm sehr übel, er legte den Kopf zurück und sah schrecklich aus. Er schlief dann aber ein, was die Fahrt erträglicher machte. Als wir auf dem Disney-Parkplatz ausstiegen, wurde er wieder lebhaft, wie ein Fünfjähriger, der Mickey Maus sucht. Er war bereit für einen Tag voller Spaß. Der Parkwächter half Jürgen, den sehr schweren Rollstuhl aus meinem Wagen zu heben, Werner setzte sich hinein, machte den Motor an und dann ging es los! Der erste Stop war am Eintrittskartenhäuschen. Werner bezahlte für uns. Aber wie immer war ein Haken dabei. Werner wollte die billigeren Karten für Einheimische bekommen. Also zog er für sich seinen Führerschein und für mich unsere Heiratsurkunde hervor und für Jürgens Frau Heidi den Führerschein einer fremden Frau, der irrtümlich im Sun N Lake abgegeben worden war. Damit bekam er Karten für Einheimische für drei von uns und er kaute dem Verkäufer fast ein Ohr ab bei dem Versuch, auch noch die letzte Karte billiger zu bekommen; ohne Erfolg. Er sagte den Deutschen, sie sollen nur ja den Mund halten, damit der Kontrolleur nicht merkte, dass sie Ausländer sind.

Nachdem die Karten bezahlt waren, gingen wir in den Park, um den Tag zu genießen. Wir entschlossen uns, mit dem Boot hinüber zu fahren statt mit dem Zug, da es mit dem Rollstuhl einfacher war. Außerdem gefiel Werner die Bootsfahrt sowieso viel besser, er genoss den sanften Wind auf seinem Gesicht. Wir hatten beim Aussteigen Probleme, den Rollstuhl über die Unebenheiten am Boden zu bekommen, aber indem wir ihn rückwärts fuhren, schafften wir es.

Im Park angekommen, waren wir alle von der Atmosphäre dieses Ortes wie verzaubert. So ein glücklicher und sorgenfreier Ort! Werner und ich meinten, es sei der nächstbeste Platz nach dem Paradies. Die Deutschen waren auch ganz begeistert. Wir hatten an jenem Tag sehr schönes Wetter und es war nicht überlaufen. Und mit Werner im Rollstuhl konnten wir bei fast allen Fahrgeschäften gleich an den Anfang der Warteschlange gehen und sparten viel Zeit. Wir spazierten die Hauptstraße entlang. Wir konnten nicht mit dem Feuerwehrauto oder mit der Straßenbahn fahren, da Werners Rollstuhl nicht hineinpasste. Wir waren aber zufrieden nur herumzulaufen und die interessanten alten Autos anzuschauen, die an uns vorbeifuhren.

Als wir an die Kreuzung kamen, von der der Weg ins Abenteuerland führt, beschlossen wir etwas zu essen, da es fast Mittag war. Mehrere von uns wollten gern Hotdogs obwohl Werner einen Beutel voll belegter Brote für uns dabei hatte. Wir kauften Limo in diesem

niedlichen alten Laden an der Ecke. Dann setzten wir uns auf die Parkbank neben Werner und aßen in Ruhe unser Mittagessen. Wir machten den ganzen Tag lang viele Fotos und genossen die schöne Landschaft.

Werner machte die meisten seiner Lieblingsfahrten mit. Er liebte die Dschungelfahrt und machte dort selbst einige Fotos. Er liebte auch die Piraten der Karibik, obwohl es ein ganz schöner Akt war, ihn auf dieses Boot zu verfrachten. Danach machten wir die Flußdampferfahrt mit, sahen uns die Halle der Präsidenten an und die Country Jamboree. Dann gingen wir zur Disney-Parade auf der Hauptstraße und bekamen einen sehr guten Platz, da wir mit Werner auf den Behindertenplatz konnten. Wir schafften es, Werner seine allerliebste Fahrt mitmachen zu lassen, nämlich *It's a small world*, er durfte sogar gleich zwei Mal mitfahren. Zuerst wollte ihn die Parkangestellte nicht im Boot sitzen und ein zweites Mal fahren lassen, aber er liebte diese Fahrt und hatte den besten (vordersten) Platz. Als ich zu ihr sagte, dass er nicht mehr lange zu leben habe und dass dies seine Lieblingsfahrt war, ließ sie uns doch noch ein Mal fahren. Er war traurig, dass er dieses Mal nicht mit dem Karussell fahren konnte, so wie er es mit mir die vergangenen Male gemacht hatte. Aber er saß solange da und sah uns anderen beim Fahren zu. Hier gibt es eine lustige Anekdote von Werner, wie er uns auf dem Karussell zusah: Er hielt die Videokamera in der Hand und filmte uns, danach filmte er 10 Minuten lang seinen Bauch wie er sich hob und senkte. Er dachte, er hätte die Kamera ausgemacht aber sie war noch an.

Anschließend gingen wir alle zusammen auf die U-Bootfahrt und dann auf die Delta Traumfahrt, aber Werner hatte große Schwierigkeiten hineinzukommen, sie mussten das Laufband für ihn anhalten. Wir fuhren auch mit dem Karussell des Fortschritts und machten die Mondfahrt. Werner verzichtete auf Space Mountain, er sagte, das sei nichts für ihn, da es eine sehr wilde Angelegenheit in totaler Finsternis ist.

Wir verließen den Park erst nach Einbruch der Dunkelheit, sehr müde aber glücklich. Wir hielten an mehreren Läden auf dem Heimweg an, aber Werner und ich kauften nichts. Ich dachte, er würde diese engen Gänge in den Geschäften mit seinem Rollstuhl auseinandernehmen, aber erstaunlicherweise blieben sie ganz.

Auf unserem Weg nach draußen begann die Lasershow, eine sehr spektakuläre Vorstellung. Es war wirklich ein verzaubertes Königreich, das die Illusion eines Ortes schuf, an dem man immer glücklich und froh sein kann, wo der Mensch immer gut ist und die Sonne immer scheint.

Werner schlief auf dem Heimweg. Ich hielt bei einem Denny's Restaurant an, um eine Cola zu kaufen, damit ich beim Heimfahren wach bliebe. Die Deutschen sprachen den Rest ihres Urlaubs mit Begeisterung von diesem Tag. Disney World hat ihnen sehr gefallen.

Werner und ich mussten während ihres Aufenthaltes arbeiten, so liehen wir ihnen meinen Wagen und beschrieben ihnen, wie sie die örtlichen Sehenswürdigkeiten finden konnten. Sie schafften das ganz gut wenn man bedenkt, dass sie kein Englisch sprachen. Wir

schickten sie zu Hammond Park, der Alligatorfarm südlich von Lake Placid. Dann wurden sie richtig mutig und wir schickten sie mit Werners Benzinkreditkarte nach Key West. Sie schafften es mit meinem Wagen hin und zurück ohne Probleme. Und sie genossen jede Minute ihres Ausfluges. Sie hatten kein Geld für Motels, deswegen hatten sie Matten und Stühle mitgenommen und schiefen am Strand im Auto. Außerdem hatten sie für vier Tage belegte Brote vom Sun N Lake Towers eingepackt.

Mein Van überstand das Ganze ohne Schäden, obwohl die Ostdeutschen mit ihm das Fahren übten. Sie passten sehr gut darauf auf und brachten ihn immer mit vollem Tank und sauberer als vorher zurück.

Sie liebten unseren Pool und schwammen fast jeden Tag mehrere Stunden darin. Es war sehr gut für Heidi, da sie eine Hüftoperation hinter sich hatte und die Bewegung ihr gut tat. Sie hatte nie schwimmen gelernt, daher gefielen ihr meine Schwimmflügel, die ihr Freiheit gaben.

Sie riefen zu Hause an und wurden auch von ihrer Familie angerufen um zu sehen, ob alles in Ordnung war, da sie mehrere Kinder zurückgelassen hatten. Aber zu Hause war alles in Ordnung und sie hatten drei Wochen lang Ruhe und Erholung. Sie haben seitdem mehrere Male gesagt, dass Florida für sie wie das Paradies war und der Urlaub wie ein Traum.

Gegen Ende ihres Urlaubs machten sie einen Ausflug zu Sea World und verbrachten dort einen wunderschönen Tag. Es war nicht ganz preiswert, aber da es sich um ein einmaliges Erlebnis handelte, gaben sie das Geld eben aus und fanden, dass es sich gelohnt hatte.

Ich konnte nicht bis zum Ende ihres Urlaubes bleiben, weil das Wil Mar mir telefonisch mitteilte, dass ein Buchprüfer der Firma Cooper und Lybrand in ein paar Tagen kommen würde. Also hieß es schnell packen und eiligst zurück nach Michigan fahren, um bei der Prüfung anwesend zu sein. Ich war gar nicht glücklich darüber und machte mir Sorgen, Werner zurückzulassen. Er war ja sehr krank und ich wollte bei ihm sein, aber die Prüfung war wichtig. Ich wäre nie im September hochgefahren wenn ich gewusste hätte, dass ich im Oktober schon wieder hin musste. Ich hätte die beiden Fahrten kombiniert. Ich sagte also auf Wiedersehen zu den Baums und besonders zu meinem lieben Werner, dann fuhr ich davon, während Werner auf der Bank vor dem Sun N Lake saß und so traurig war, dass ich ihn wieder zurückließ.

Es brach mir das Herz, ihn dort so sitzen zu lassen.

Werner kümmerte sich in der folgenden Woche allein um das Ehepaar Baum, während ich in Michigan war. Die Baums flogen schließlich am Donnerstag ab, und ich überstand die Prüfung, obwohl ich schockiert war als ich herausfand, dass nach dem 31. Dezember 1993 keine Zahlungen mehr vom Staat Michigan für Zinsen oder Tilgung eingehen würden, was bedeutete, dass monatlich 11.000 Dollar wegfallen würden. Werner hatte das schon längst gewusst und sich immer um die Prüfungen gekümmert, um mich vor

dieser Erkenntnis zu schützen. Mir blieb direkt die Luft weg. Aber ich konnte Werner nicht damit konfrontieren oder es mit ihm diskutieren, weil er dafür viel zu krank war. Das war der Grund, warum Werner ernsthaft die Schließung des Wil Mar in Betracht gezogen hatte, aber er wollte sein Zuhause nicht aufgeben und an einen fremden Ort ziehen und so hatte er schließlich doch kein Interesse daran, Wil Mar zu verkaufen.

Immer wenn das Wil Mar in Zahlungsverzug kam, rief Werner seinen Anwalt Stephen Feldman an und fragte ihn um Rat, ob er das Wil Mar schließen solle. Er hatte keine Lust mehr, ständig Kredite für das Wil Mar aufzunehmen – aber andererseits wollte er auch die monatlichen 11.000.- \$ nicht verlieren. Er spielte mit der Idee, das Wil Mar an Hari Mali zu verkaufen mit dem Hintergedanken, dass er dann sein eigenes Haus behalten könne. Hari sagte, er würde es kaufen, falls Werner es schnell verkaufen würde, damit er noch Kosten gemäß der staatlichen Regeln für Pflegeheime sammeln und vom Staat den Überschuss kassieren konnte. Hari ging durch die Bücher und verlor das Interesse, nachdem er zu dem Schluss gekommen war, dass er für 1993 keine ordentliche Summe zusammenbekommen konnte. Carleen rief mich an und meinte, sie wollte es in ihrem eigenen Namen kaufen und ihrem Sohn Bradley als Einkommensquelle geben. Sie sagte Bradley sei recht faul und würde sich die meiste Zeit im Garten des blauen Hauses mit dem Restaurieren von Booten beschäftigen, aber zumindest hätte er fürs Nichtstun ein Verwaltungseinkommen von 71.000 \$ im Jahr. Ich besprach dies mit Werner und er meinte: „Auf keinen Fall!“, denn sie hatte keinerlei Sicherheiten oder Gegenwerte, und das Heim würde verlottern während Bradley im Garten mit seinen Spielsachen spielte. Während des Gesprächs mit Hari und Carleen bezüglich des Verkaufs meinte Hari, dass er das blaue Haus drei Monate später für seinen Sohn und seine Frau haben wolle, dass er aber Werner einen Mietvertrag für sein eigenes Haus für die nächsten fünf oder zehn Jahre geben würde. Werner gefielen diese Bedingungen nicht, da er nicht wusste, wie lange er noch zu leben hatte und nicht als alter Mann noch aus seinem eigenen Haus hinausgeworfen werden wollte.

Wenn es Carleen gut gegangen wäre und wir uns über Werners Haus hätten einigen können, dann hätte ich es mir vielleicht überlegt, denn Carleen ist eine sehr gute Verwalterin im Royal Pflegeheim in Highland Park, das schwierig zu managen ist. Aber Carleen erzählte mir, dass sie mehr als 20 bösartige Tumore hatte entfernen lassen und dass daher ihre Lebenserwartung sicher nicht hoch sei. (Was ich in der Zwischenzeit über Carleens „bösartige“ Tumore erfahren habe, hat mich sehr schockiert. Im November 1992 sagte sie, dass sie sehr krank sei und einen 10 Pfund schweren Lebertumor habe. Ich nahm an, dass sie noch vor Werner sterben würde, aber heute, neun Jahre später, ist Carleen noch immer gesund und munter. Der „Krebs“ war nur ein Märchen – in Wirklichkeit hatte sie sich laut Dan Abramson Fett absaugen lassen.) Und Werner zögerte immer sehr, seine beiden Pflegeheime in Haris Hände zu geben, falls es mal einen großen Streit zwischen den beiden geben sollte oder falls Hari anfangen würde, irgendwelche finanziellen Spierenzchen zu machen. Werner hatte zwar ernsthaft erwägt, sowohl das St. Anne als auch das Wil Mar gleichzeitig an Hari zu verkaufen, aber dieser wollte das Wil Mar eigentlich nicht wirklich, und Werner traute Hari auch nicht so ganz.

Während ich in Michigan war und die jährlich fällige Krankenversicherungsprüfung fertig machte, bekam ich aufgeregte Anrufe von Marie, der Sekretärin. Sie sagte Werner sehe grün aus und nicht nur seine Beine seien schlimm geschwollen, sondern auch seine Arme. Außerdem seien seine Arme ganz blutverkrustet. Er würde sich ständig übergeben und meistens säße er nur vornübergebeugt an seinem Schreibtisch und starre vor sich hin. Sie war geradezu hysterisch und wollte ihn sofort in ein Flugzeug nach Michigan setzen. Sie bemühte sich sehr, ihn zum Flughafen zu bekommen, aber ohne Erfolg. Er behauptete er sei nicht so krank und habe nicht die Absicht, nach Michigan zu fliegen.

Ich rief ihn dann am Abend an, als er schon im Bett war, und fragte ihn, wie es ihm wirklich gehe. Ja, er habe geschwollene Beine, sein Körper sei auch etwas geschwollen, aber die Arme nicht. Ja, die Arme seien verkrustet und lila verfärbt, aber auch nicht anders als zum Zeitpunkt meiner Abreise. Nein, er sähe nicht grün aus. Ja, er sei sehr müde und könne nicht mehr als ein paar Stunden am Stück arbeiten. Er verbrächte nun den größten Teil des Tages im Bett. Ja, er vermisse mich sehr aber nein, es gäbe keinen Grund gleich zurück nach Sebring zu fliegen, es gäbe derzeit keinerlei Krise. „Bitte mach die Prüfung und die Buchhaltung für das Wil Mar fertig und komm dann zurück zu mir!“ sagte er. „Ich bin sehr krank, aber ich kann es noch eine Woche ohne dich aushalten. Nein, ich muss nicht nach Detroit fliegen. Und nein, ich brauche die Dialyse noch nicht, weder hier noch in Detroit (soll heißen: Ich hätte schon längst mit der Dialyse anfangen müssen, aber ich kann mich diesem Trauma noch nicht stellen.)“

Ich sprach erneut mit Marie, die wieder total hysterisch war und fürchtete, Werner würde jeden Augenblick tot umfallen. Sie flehte, schrie, und führte sich fürchterlich auf. Danach telefonierte ich mit unserer neuen Sekretärin, Bonnie. „Wie finden Sie, dass er aussieht?“, fragte ich sie. „Nun, er ist sehr krank, aber nicht schlimmer als bei Ihrer Abreise, finde ich,“ sagte Bonnie. „Seine Füße und Beine sind sehr geschwollen, aber seine Arme sehen mir nicht geschwollen aus und die lila Flecken an seinen Armen sind immer noch genauso wie bei Ihrer Abreise. Seine Hautfarbe ist seltsam, aber nicht eindeutig grün. Ich werde ihn im Auge behalten und sage Ihnen Bescheid, wenn es schlimmer wird.“ Dann bekam ich einen weiteren Anruf, dieses Mal von Bonnie, die mir erzählte, dass Werner eine sehr laute, unverschämte Jüdin aus der Bronx mit dem Kopf voran in eine Backsteinwand geschubst hätte. Sie war im Sun N Lake eingezogen und weigerte sich dann, ihre Miete zu zahlen. Sie bestand darauf, einen geringeren Betrag zahlen zu wollen. Werner sagte zu ihr, sie müsse ausziehen, wenn sie die Miete nicht voll zahlen würde. Sie wurde frech und ging dann in Richtung Ausgang, um dort für eine Einkaufsfahrt in unseren Firmenwagen zu steigen. Werner stellte sich vor sie und blockierte ihr den Weg. Er sagte, sie sei keine Bewohnerin und dürfe daher die Heimeinrichtungen nicht nutzen. Dann verlor er das Gleichgewicht, fiel nach hinten auf sie und stieß sie dabei mit dem Kopf gegen die Backsteine. Junge, welch ein Theater! Die Frau rief die Regierung an und jeder, der irgendetwas zu sagen hatte, kam herbeigestürmt. Sie befragten alle, die den Vorfall beobachtet hatten und sprachen dann mit Werner, der mittlerweile in blutdurchtränkten Unterhosen in seiner Wohnung saß. Er hieß sie eintreten und redete vom Rollstuhl aus mit ihnen. Er erzählte ihnen, dass alles so schnell ging und er sich gar nicht mehr an Einzelheiten erinnern könne, aber dass er sein Gleichgewicht verloren habe und nach hinten gefallen sei, wie es in den letzten sechs Monaten häufiger passierte. Ob

Sie es glauben oder nicht, er überstand diese Situation ohne Nachspiel! Ich flehte ihn an, ein Flugzeug nach Hause zu nehmen weil ich Angst hatte, dass er ins Gefängnis käme und er war doch viel zu krank um das zu überleben. Ich fragte ihn, ob ich kommen solle um bei ihm zu sein, aber er war der Meinung er schaffe das schon.

Während meiner Abwesenheit telefonierte ich täglich zwei bis drei Mal mit Werner. Er war sehr müde und schlief viel. Oft weckte ich ihn auf, wenn ich nach 18 Uhr anrief. Und oft legte er gleich wieder auf um weiterzuschlafen. Ich musste ihn immer wieder anrufen um sicher zu gehen, dass er noch lebte. Ich machte mir große Sorgen, was wohl geschehen würde, wenn er richtig krank würde oder wenn er hinfiel und die Türe nicht würde öffnen können, da das Schloss sehr sicher war und er den einzigen Schlüssel dazu hatte! Das glaubte ich zumindest. Wie sich herausstellte, hatte ein Schlosser namens Baumgartner, der für die Firma Security Lock and Key arbeitete, einen Schlüssel hergestellt, der zu den Wohnungen 410, 412 und 414 passte. Ich hatte Werner erzählt, dass ich davon gehört hatte, aber er tat es als dummes Gerede ab. Eines Nachts rief mich ein verängstigter, panischer Werner an. Auf dem Weg zurück vom Bad verlor er wegen seines gestörten Gleichgewichts die Balance und stürzte, mit der Kaffeetasche in der Hand. Er sagte, er habe sich die Zehen am Beistelltisch aufgeschürft, sei in den Schrank gefallen und habe sich mit dem heißen Kaffee verbrüht. Außerdem sei bei dem Sturz die Haut aufgerissen, die auf Grund der urämischen Vergiftung wie Pergament war. Er konnte sich wegen der überwältigenden Schwäche nicht selbst aus dem Schrank befreien oder auf die Beine kommen. Er war allein im Schlafzimmer, hatte ziemlich große Angst und keiner konnte ihm zu Hilfe kommen, da er das Zimmer abgeschlossen hatte. Er ruhte sich eine Zeitlang aus, bis er wieder zu Kräften kam, kroch hinüber zum Bett und zog sich daran hoch. Er schmierte alles voll Blut: den Schrank, die Schranktür, die Wand neben dem Schrank, das Bett, das Bettzeug und den Teppich. Außerdem verschüttete er Kaffee auf dem ganzen Teppich. Dann rief er mich an um mir zu erzählen, was ihm gerade passiert war. Er war sehr durcheinander und hatte Angst, alleine zu sein. „Ich wäre in dem Schrank gestorben, wenn ich mich nicht selbst hätte befreien können,“ sagte er. Sein Arm war richtig schlimm verbrüht, der Schorf war etwa einen Zentimeter hoch und es dauerte bis Januar, bis es so ziemlich verheilt war.

Nach der Prüfung machte ich die Buchhaltung bis einschließlich 30. September und fuhr dann zurück zum Sun N Lake und meinem geliebten Werner. Er war übergücklich, als er hörte, dass ich mich jetzt auf dem Heimweg mache. Ich sagte, dass ich in zwei Tagen ankommen würde. Ich weigerte mich, einen Anhänger zu ziehen, weil ich mich mit der Sorge um seinen gesundheitlichen Zustand nicht auch noch auf einen Anhänger konzentrieren konnte. Zum ersten Mal in den gemeinsamen 16 Jahren sorgte er sich ein wenig um meine Sicherheit und stimmte mir zu, den Anhänger nicht mitzubringen. Ich rief ihn von unterwegs an und ließ ihn wissen, wo ich war. Wie immer rief ich ihn abends vom Hotel aus an um ihm zu sagen, dass es mir gut gehe. Bei diesen Gelegenheiten hatten wir immer so liebevolle Unterhaltungen. Er war so überschwänglich glücklich, wenn ich auf dem Weg zu ihm war. Als ich ankam, saß er an seinem Schreibtisch und hatte auf mich gewartet, allerdings hing er in seinem Stuhl und schlief tief und fest. Die Sekretärin sagte, er hätte mich früher erwartet und sei stundenlang in seinem Rollstuhl an der Tür in der Eingangshalle gesessen. Er habe nur noch von meinem Heimkommen

gesprächen. Am Telefon hatte er zu mir gesagt: „Du kommst jetzt als Frau Wilhelm heim. Du fährst zurück zu deinem Mann.“

Ich war von der langen Fahrt total erschöpft. Ich aß mit Werner im Restaurant Quincy, wo ich sehr gerne hinging. Werner konnte allerdings fast nichts essen, weil ihm so übel war. Ich ließ ihn sich gleich an einen Tisch setzen, während ich mich anstellte, mir eine gute Steakmahlzeit bestellte und für ihn das Dessertbuffet. Das freute ihn und kostete nur 1,98 \$. Ich lief und holte ihm Softeis, ein Stück Kuchen, und gelegentlich ein Plätzchen. Diese Speisefolge gefiel ihm sehr. Die Bedienung war sehr nett und gab ihm eine Tasse Kaffee umsonst, worüber er sich sehr freute. Wir saßen dort eineinhalb Stunden lang und unterhielten uns; erst nach 21 Uhr fuhren wir nach Hause. Das war das letzte Mal, dass ich allein mit Werner in Florida in ein Restaurant ging. Die restliche Zeit seines Aufenthaltes in Florida war er einfach zu krank. Von da an bis zum Beginn der Dialyse im November 1992 erbrach er fast alles was er zu sich nahm.

An jenem Abend fuhren wir nach Hause und gingen zu Bett. Wir waren so froh wieder zusammen zu sein, wir unterhielten uns eine Weile, er sah ein wenig fern, dann schliefen wir ein. Ich sagte zu ihm, dass ich geschafft sei und am nächsten Morgen ausschlafen wolle, und dass mich bitte niemand wecken möge. Neben dem kranken Werner zu schlafen war von Unterbrechungen geprägt, da er nicht atmen konnte und sich die ganze Nacht über aufsetzte und wieder hinlegte. Oft wachte ich auf und fand ihn entweder vornübergebeugt am Bettrand sitzend um besser Luft zu bekommen, oder er saß zurückgelehnt in seinem Teddybärsessel, die Füße hochgelegt, und versuchte so zu schlafen. Aber in jener Nacht schlief ich recht gut, und er schlich sich wie üblich um 8.30 Uhr hinaus und begann seinen Tag. So gegen 10.30 Uhr klingelte dann das Telefon wie verrückt, was meist ein Zeichen war, dass er versuchte, mich zu erreichen, da das Telefon in der Wohnung und unten in seinem Büro klingelte. Wenn er also unten nicht abhob, bedeutete das fast immer, dass er mich auf diesem Apparat anrief. Also krabbelte ich hinüber auf seine Seite des Bettes und ging ans Telefon. Genau, es war Werner. Seine Stimme hatte einen entschuldigenden Ton weil er mich weckte, aber er sagte er habe einen Anwalt in seinem Büro, der ihm gerade erklärte, was ein Trust zu Lebzeiten und über den Tod hinaus sei und vielleicht würde mich das interessieren. Das tat es. Ich zog mich schnell an und ging hinunter in Werners Büro. Der Anwalt war bereits mitten in seinem Vortrag, daher hörte ich nur die Hälfte und den Namen des Mannes bekam ich auch nicht mit. Aber ich hörte genug um zu wissen, dass ein solcher Trust für Werner und mich eine gute Sache sein könnte. Bevor er ging, gab der Anwalt Werner einen ganzen Stapel Papiere, ein Buch und Satzbeispiele zur Errichtung eines solchen Trusts und meinte, er käme später noch einmal vorbei um zu sehen, ob Werner Interesse daran habe, ihn etwas aufsetzen zu lassen. Wir verbrachten mehr Zeit damit, die Prostataprobleme dieses Mannes zu diskutieren als den Trust. Der Mann hatte einen PSA-Wert von 14, was normalerweise auf Prostatakrebs hindeutete, jedoch konnte keine Ultraschalluntersuchung gemacht werden, da sein After für eine Sonde zu eng war. Der Arzt konnte nicht mal einen Finger hineinbekommen. Zunächst benötigte er also eine Operation um seinen After zu vergrößern, bevor weitere Untersuchungen durchgeführt werden konnten. Ich konnte gar nicht fassen, in welche Richtung sich diese Trust-Besprechung innerhalb einer Stunde entwickelt hatte. Dies war meine letzte Besprechung

mit diesem Anwalt, aber Werner muss wohl noch eine weitere mit ihm gehabt haben während ich entweder in Michigan oder mit Marketing in Sebring beschäftigt war, denn als er im Dezember nach Michigan zurückkehrte, ließ er ein mehrseitiges Dokument bezüglich eines Trusts zu Lebzeiten und über den Tod hinaus erstellen, unterschrieb es und ließ mich ebenfalls unterschreiben. Im Verlauf des Dezembers und Januars änderte Werner das Dokument immer wieder, fügte etwas hinzu, nahm etwas weg, modifizierte. Peggy, seine Büromanagerin, meinte, sie habe in letzter Zeit mindestens vier Versionen bezeugt.

Am nächsten Tag kam die zweite deutsche Familie zum Sun N Lake Towers, Herr Bernd Schröder und seine Frau Christina. Herr Schröder war der Bürgermeister von Großbringen, Werners Geburtsort. Werner fragte Bernd, wo er denn geboren sei. Er meinte, Bernd müsste in der Nähe von Großbringen geboren sein, weil er aus der Gegend zu sein schien. Bernd überraschte Werner als er sagte, er sei auf dem Balkan geboren und erst nach dem Krieg nach Großbringen gekommen. Werner fuhr zum Flughafen um die Schröders abzuholen. Genau genommen fuhr er nicht selbst sondern ließ einen der Handwerker fahren, trotzdem war der Ausflug für ihn sehr anstrengend und er fühlte sich hinterher sehr schlecht. Die Schröders, genau wie die Baums, waren sehr entgegenkommende und angenehme Gäste. Genau wie Baums blieben auch sie drei Wochen im Sun N Lake Towers und auch für sie war es die erste Reise in die Vereinigten Staaten. Sowohl Baums als auch Schröders waren sprachlos über das, was sie in Amerika sahen. Nachdem sie 45 Jahre hinter dem eisernen Vorhang verbracht hatten, war Amerika wie das Land, in dem Milch und Honig floss. Sie konnten gar nicht fassen, was es alles zu sehen, zu tun und zu kaufen gab. Sie konnten das Pro-Kopf-Einkommen der Familien hier gar nicht glauben. Sie hatten vor kurzem erst ihren ersten Fernseher erworben, ihr erstes Radio, und sie hatten kein Auto. Bernd fuhr mit dem Fahrrad herum, und wenn er in Weimar zu tun hatte, nahm er den Bus. Sie heizten und kochten mit primitiven Kohleöfen. Die Häuser waren im Winter sehr kalt. Löhne waren dort drüben sehr niedrig und niemand kaufte mehr als das Allernötigste, wie Grundgarderobe und Nahrungsmittel. Telefon, Videorekorder, Mikrowelle, Gasherd, Stereoanlage, Klimaanlage, Waschmaschine, Trockner usw. konnte man vergessen, die gab es dort nicht.

Bernd und Christina verbrachten auch viel Zeit am Pool, was ihnen sehr gut gefiel. Von dem wunderschönen Wetter, das wir in jenem November hatten, waren sie auch ganz angetan. Sie hatten -1°C, Regen und baldigen Schnee zurückgelassen. Hier verbrachten sie die Tage im Badeanzug und in kurzen Hosen, genossen die Sonne und wurden schön braun. Bernd konnte nicht Auto fahren und konnte auch kein Englisch, daher waren sie weitaus abhängiger von uns als die Baums. Wir fuhren mit ihnen zu Disney World, was Werner sehr mochte, aber leider regnete es den ganzen Tag und es war ein wenig kühl. Werner saß in seinem Rollstuhl, jedoch hatte er sehr viel Wasser in den Füßen, Beinen, dem Bauch und der Lunge und er fühlte sich deshalb ziemlich schlecht. Er wurde im Laufe des Nachmittags recht unleidlich, da er bis auf die Knochen nass war. Wir benutzten die Masche mit dem falschen Führerschein und der Heiratsurkunde um billigere Eintrittskarten zu bekommen, sie ließen es durchgehen, sagten aber, dass dies das letzte Mal sei, dass Werner damit durchkomme. Wir fuhren wieder mit dem Boot hinüber, da das mit dem Rollstuhl der einfachste Weg war.

Werner besuchte an jenem Tag nur sehr wenige Fahrgeschäfte, da er auf Grund der Wassereinlagerungen einfach zu schwer war (zu der Zeit trug er zusätzliche 37 kg an überschüssiger Flüssigkeit mit sich herum). Er saß meistens nur in seinem Rollstuhl und sah uns beim Fahren zu. Ihm gefiel auch die Disney-Parade wieder sehr, aber dieses Mal konnten wir nicht auf den Behindertenplatz und es nieselte während der ganzen Parade. Werner konnte aber immerhin die Dschungelbootfahrt, die Schaufelraddampferfahrt, die Bären-Jamboree, die Kleine Welt (zwei Mal), die Raketenfahrt zum Mond, die Deltatraumfahrt und das Karussell des Fortschritts mitmachen. Auf Grund seiner Krankheit und der extremen Schwäche und Übelkeit fuhr er nicht mit den Piraten der Karibik oder dem U-Boot. Er hatte Freude an den Disney-Figuren die bei den Piraten der Karibik herumhüpften und tat sein Möglichstes mich dazu zu bringen mit ihnen zu tanzen. Es war Musik der New Orleans Band, die auf einmal erschien und auf dem Gehsteig spielte. Bernd und ich fuhren mit dem Splash Mountain, das neue Wasserfallfahrgeschäft, das aus einer Höhe von vier Stockwerken geradewegs nach unten geht, während Werner zusah. Bernd und ich fuhren auch mit der Wild West-Achterbahn, mit der Werner mit mir im April aus Versehen gefahren war. Werner hatte auf dieser Fahrt wahnsinnige Angst, weil sein Vater ihn als Kind nie mit einer Achterbahn hatte fahren lassen, oder mit sonst einem Fahrgeschäft, und sagte, sie seien gefährlich und sie könnten es sich nicht leisten ihrem einzigen Kind zu erlauben, ein solches Risiko einzugehen, bei dem es sein Leben verlieren könnte. Die vielen Kurven und die Geschwindigkeit ließen Werner sich so festklammern, dass seine Knöchel weiß wurden und die Augen aus den Höhlen traten. Als er nach der Fahrt ausstieg, hielt er sich am Geländer fest, lehnte sich darüber und meditierte mehrere Minuten lang. Dann sagte er zu mir, dass sein Herz wohl besser sei als gedacht, wo es doch nun eine solche Aufregung überlebt habe. Bernd und ich hingegen waren von der Fahrt nicht besonders beeindruckt. Wir hielten es für einen ziemlich lahmen Zeitvertreib. Werner aß ein Eis am Stiel während er auf uns wartete und wurde dann langsam müde und gelangweilt, als er so alleine neben Christina saß. Wir aßen früh zu Abend und zwar in einem schönen, auf Piratenlook getrimmten Restaurant gleich um die Ecke der ‚kleinen Welt‘. Dabei trockneten unsere Kleider ein wenig. Bernd und Christina gingen hinaus und kauften sich Mickey Mouse-Regenmäntel. Werner weigerte sich, Geld dafür auszugeben. Danach saß Werner mit der Videokamera da und filmte uns auf dem Karussell. Er mochte das Karussell und war traurig, dass er nicht mehr mitfahren konnte. Werner wurde wirklich zornig und benutzte sämtliche Schimpfwörter, als er die Videokamera nicht ausschalten konnte. Als er das Gefilmte auf dem kleinen Bildschirm abspielte und sah, dass er mehrere Minuten lang seinen Bauch gefilmt hatte, wurde er sauer. Er schrie mich an und sagte es sei alles meine Schuld, weil ich ihm nicht gezeigt hätte, wie man die Kamera richtig bedient. Aber wie kann ich denn Anleitungen lesen wenn ich sechs Wochen hintereinander den ganzen Tag arbeite und das Geschäft 24 Stunden am Tag betreue, zwischen Michigan und Florida hin und her fahre, und im Wil Mar die Prüfungen erledige und die Buchhaltung auf den neuesten Stand bringe?

Wir blieben in Disney World bis sie zumachten. Nach Einbruch der Dunkelheit ist es wirklich ein Wunderland, mit all den zauberhaften Lichtern, vor allem auf der Hauptstraße. Wir nahmen das letzte Boot zurück, was ein Glück war, denn ich hätte mich

ungern im Zug mit dem Rollstuhl abgekämpft. Wir kauften uns Eiskremwaffeln und Werner schenkte mir eine Schachtel Popcorn. Wir gingen noch in den Andenkenladen am Ausgang und unsere Gäste kauften ein paar Sachen für ihr Enkelkind. Ich beobachtete Werner, wie er in seinem Rollstuhl aus dem Park hinaus fuhr und hatte das Gefühl, dass dies vielleicht sein letzter Ausflug ins Zauberreich war. Ich hatte Recht. Er starb zwei Monate später im verschneiten Detroit.

Auf dem Parkplatz fanden wir jemanden, der uns half, den Rollstuhl zu verladen, dann fuhren wir heim. Werner war erschöpft und schlief den ganzen Weg nach Hause. Es war sehr spät und dunkel. Wir waren alle angenehm müde, außer dem armen Werner, für den das alles zu viel gewesen war.

Am nächsten Tag fuhren Werner, Bernd, Christina und ich los, um zwei Tage in Pelican Bay in der Nähe von Naples zu verbringen. Dort gibt es ein sehr elegantes Hotel mit Zimmerpreisen von 400 Dollar pro Nacht und erstklassigen Annehmlichkeiten. Werner und ich genossen unsere Aufenthalte dort immer sehr, vor allem wenn es am Abend vor einer Kommissionssitzung das kostenlose Festessen gab. Dieses Mal fand keine Kommissionssitzung statt, aber der Aufenthalt kostete uns nichts, da Werner zwei Wochen im Jahr gratis dort übernachten konnte. Schröders waren wegen des Luxus dieses Hotels ganz mit Ehrfurcht erfüllt. Marmor, Glas und Kronleuchter, wohin man auch blickte. Und die Räume waren sehr groß und wunderschön dekoriert und hatten jeden nur erdenklichen Komfort und Luxus, einschließlich Frotteebademäntel für sie und ihn! In den Pool ergoss sich ein Wasserfall und der Strand am Golf von Mexico ist hervorragend. Es gab ein golfwagen-ähnliches Bähnchen, welches zwischen Hotel und Strand hin und her fuhr. Am Strand konnte man belegte Brote und Erfrischungsgetränke kaufen, die wir uns zu Mittag schmecken ließen.

Aber mein Herz war schwer, denn Werner war so schrecklich krank und blieb fast die ganze Zeit über im Zimmer. Ich wollte ihn nicht alleine lassen, aber er drängte mich zu gehen und unsere Gäste an seiner Stelle zu unterhalten. Während wir am Strand waren ging er zum Pool und saß ein wenig in der Sonne, ging aber bald wieder zurück aufs Zimmer. Nach einiger Zeit entschuldigte ich mich höflich und sagte, ich müsse nach Werner sehen, ob es ihm gut gehe; das tat es nicht. Als ich auf sein Zimmer kam saß da eine Immobilienmaklerin, die Deutsch sprach und versuchte ihn dazu zu bringen, ihr das Sun N Lake Towers zum Verkauf zu überlassen. Sie redete stundenlang auf ihn ein ohne zu bemerken, dass er ganz offensichtlich erschöpft war und sich hinlegen musste. Irgendwann reichte es mir und ich bat sie zu gehen.

Werner teilte mir dann mit, dass er zu einem Urologen gehen müsse, da er ein ernstes Problem habe, dass sich schnell zu einem richtigen Notfall entwickeln könnte. Die Flüssigkeitsansammlung im Bauchraum auf Grund des Nierenversagens war so schlimm geworden, dass mittlerweile auch sein Genitalbereich so geschwollen war und er sich nicht mehr selbst den Katheter legen konnte. Er bat mich es zu versuchen, da er seit acht Stunden nicht mehr auf der Toilette gewesen war. Mir brach der Angstschweiß aus, er war so geschwollen und es war fast unmöglich, den Katheter zu legen. Aber ich schaffte es dann doch mehrere Male während der folgenden zwei Tage und vermied so eine Krise.

Er rief mehrere Urologen in der Gegend um Naples an, aber sie sagten alle, dass dies kein urologisches Problem sei, sondern er dringend eine Dialyse benötige. Ich kaufte Werner in Naples Brötchen, deutsche Wurst und Donuts, und so hatten wir morgens und abends gute Mahlzeiten auf unserem Zimmer. Zum Mittagessen und abends ging ich mit den Deutschen zum Essen und bezahlte die Rechnung wenn wir ins Outback gingen, da sie dieses Restaurant liebten, es sich jedoch nicht leisten konnten, pro Person 15 Dollar auszugeben. Sie waren so dankbar, dass sie zweimal ins Outback gehen konnten. Aber wir mussten jedes Mal 45 Minuten warten bis wir einen Tisch bekamen, da dieses Restaurant so beliebt war. Ich wurde ganz unruhig, Werner so lange allein zu lassen, aber ich konnte es nicht ändern. Ich kam mir wie zwischen zwei Stühlen vor. Ich war dann immer erleichtert, wenn ich wieder bei Werner war und sah, dass sein Gesundheitszustand nicht notfallmäßig kritisch war, obwohl mir klar war, dass er zu diesem Zeitpunkt schwer krank war.

Wir waren beide sehr schockiert als wir plötzlich merkten, dass seine Blase selbst dann nicht voll war, wenn bereits 12 Stunden seit dem letzten Urinieren vergangen waren. Das war wirklich erschreckend. Am Mittwoch packten wir dann alles zusammen, nachdem wir noch einmal einige Zeit am Strand verbracht hatten, und fuhren zurück nach Sebring. Die Fahrt dauerte eineinhalb Stunden. Auf dem Hinweg hatte Werner mich gebeten einen Umweg nach Norden zu machen und für ihn über die Sunshine-Brücke in Tampa zu fahren. Mir war der Geduldsfaden gerissen und ich sagte, dass das ein Umweg von mehr als zwei Stunden sei und wir alle an jenem Nachmittag noch im Meer baden wollten. Wenn ich gewusst hätte, wie nah Werner dem Tod war, wäre ich natürlich ohne zu zögern mit ihm zur Sunshine-Brücke gefahren und hätte gern auf das Schwimmen am Nachmittag verzichtet.

Ich hatte Werner das Bett mit der besseren Aussicht überlassen, gleich neben der Wand mit der Tür, damit er ohne aufzustehen oder sich aufzusetzen einen unverstellten Blick auf den Golf von Mexiko hatte. Aber er war ja die ganze Zeit über so krank, dass er kaum wusste, dass da draußen Wasser war. Er schlief nur oder saß am Fußende des Bettes mit dem Kopf nach vorne geneigt und kämpfte um das Atmen. Sein Atem hörte sich an, als sei er unter Wasser. Selbst seine Stimme klang als sei er unter Wasser. Wenn man bedenkt, dass er 37 kg überschüssige Flüssigkeit mit sich herumschleppte, ist es ein Wunder, dass er überhaupt atmen konnte. Er musste sich auch andauernd räuspern, denn selbst in seinem Hals war Flüssigkeit.

Während unseres Aufenthaltes dort verfolgten wir den Ausgang der Präsidentenwahl und Werner fand es ziemlich schrecklich, dass Clinton gewann und meinte, mit ihm im Amt würde dem Land eine tiefe wirtschaftliche Depression bevorstehen. Wir sahen auch einen Teil des Autorennens im Fernsehen an, bis es Werner davon schlecht wurde, den Autos beim Runden-Fahren zuzuschauen. Ich sah mir auch noch einen Film über eine vornehme Dame an, die mit einer Pferdezucht groß herauskam. Werner fand den Film langweilig und verschlief das Meiste davon.

Bis wir Pelican Bay verließen, waren Werner und ich fast panisch wegen seines gesundheitlichen Zustands. Wir verheimlichten dies jedoch recht gut vor den Schröders,

da wir ihnen den Urlaub nicht verderben wollten. Aber es war ihnen natürlich klar, dass Werner Probleme hatte, er war ja so geschwollen und unfähig sich zu bewegen oder zu essen. Und wie erschöpft er immer war. Und welche seltsame Farbe seine Haut hatte. Werners Füße waren so sehr geschwollen, dass seine Zehen eine dunkelblaue Färbung aufwiesen. Die Durchblutung war unterbrochen, weil die Schwellung den Blutfluss unterband. Seine Beine glänzten regelrecht, weil die Haut durch die Flüssigkeit so gedehnt wurde, außerdem hatte er viele wund Stellen. Seine Arme waren ebenfalls ganz verschorft, rissen leicht auf und bluteten. Unser Schlafzimmer und unser Bad waren voller Blut.

Am nächsten Tag stand der Abflug der Schröders auf dem Programm. Ich war fix und fertig, denn ich wusste, dass Werner dem Tod sehr nahe war, falls wir nicht schnell etwas unternahmen. Die Dialyse konnte nicht mehr länger aufgeschoben werden, es sei denn er wolle innerhalb der nächsten paar Tage sterben. Wir frühstückten gemeinsam, wobei Werner das bisschen, das er zu sich nahm, wieder erbrach. Während Schröders ihre Sachen packten, rief ich das Florida-Hospital an und bekam den Namen und die Telefonnummer des diensthabenden Nephrologen. Ich beschrieb Werners Zustand. Man sagte mir, ich solle ihn unverzüglich zur Dialyse bringen. Dann sprach ich mit Werner, der sich weigerte, die Dialyse in Betracht zu ziehen. Ich war hysterisch. Ich flehte den Nephrologen und die Krankenschwester der Dialysestation an mir zu helfen, ihn dorthin zu bekommen. Ich gab Werner den Telefonhörer. Sie sprachen mit ihm. Er sagte nein. Jetzt war ich wirklich außer mir, er war so geschwollen wie ein Wasserball und nicht in der Lage Wasser zu lassen, da wir ihm den Katheter nur noch mit großen Schwierigkeiten legen konnten, und alle 12 Stunden verschlechterte sich sein Zustand merklich. Ich rief die Leute in der Dialyse des Florida-Hospitals noch einige weitere Male an. Schließlich stimmte Werner zu, zu einem Urologen dieses Krankenhauses zu gehen. Ich flehte das Nephrologie-Team an, mit dem Urologen zu sprechen und ihn dazu zu bringen, Werner aufzunehmen.

Wir hatten alles so arrangiert, dass Bonnie, die Sekretärin, die Deutschen zum Flughafen fahren sollte und ich würde Werner zum Urologen nach Orlando bringen. Nein, nein, meinte Werner, ich solle die Deutschen zum Flughafen bringen, nicht Bonnie. „Aber was wird dann aus deinem Arzttermin?“ fragte ich. „Du kannst mich dort absetzen, sie dann zum Flughafen fahren und mich danach wieder abholen,“ sagte er. „Wenn wir jetzt sofort losfahren, dann kann ich es vielleicht schaffen, dich zu deinem Termin um 14 Uhr beim Arzt und die Schröders noch vor 14.30 Uhr am Flughafen abzusetzen,“ sagte ich zu ihm. Pläne machen lohnte sich gar nicht, was Werner anging. Er saß da am Eßtisch und redete und redete. Und die Deutschen schienen ewig zu brauchen, bis sie mit dem Packen fertig waren. Endlich, eine Stunde vor dem Termin beim Arzt, der fast zwei Autostunden entfernt lag, stiegen alle ins Auto. Werner war so schwach - es war sehr schwierig, ihn in den Wagen zu bekommen. Ich hatte ihm eine weiße, sehr weite, kurze Hose angezogen. Alle anderen kurzen Hosen passten nicht mehr, weil der Bauch und Genitalbereich so unglaublich geschwollen waren. Er weigerte sich, lange Hosen anzuziehen, also legte ich ihm ein Handtuch über, da er hinten neben der Frau des Bürgermeisters saß. Nun, immer wenn man es eilig hat, passieren die schrecklichsten Dinge. Als wir auf die Autobahn I-4 kamen, mussten wir wegen eines umgekippten Lastwagenanhängers, der den gesamten

Verkehr zum Stillstand brachte, anhalten. Ich hatte keine Straßenkarte und wagte es nicht, irgendwelche Nebenstraßen zu nehmen, da auf der rechten Seite ein See war und ich keine Ahnung hatte, ob diese Straßen um den See herum führten. Bis ich Werner in der Praxis des Urologen hatte, war es etwa 14.40 Uhr. Es brach mir fast das Herz, ihn dort in seinen Rollstuhl zu setzen und dann einfach alleine in der Praxis zu lassen, wo er doch so krank war. Und ich wusste genau, dass dieser kleine Schurke sich unmöglich benahm, wenn er krank war und Angst hatte. Ich hatte von zu Hause aus bereits in der Praxis angerufen und gebeten mir dabei zu helfen, ihn in das Krankenhausgebäude hinein zu bekommen, und ich konnte nur hoffen, dass sie ihren Worten Folge leisteten und mir helfen würden. Sie waren etwas verduzt, dass ich einfach wieder abfuhr, aber ich erklärte ihnen, dass ich nur zum Flughafen in Orlando fahren und dann zurückkommen würde. Jaja, klar.

Als ich wieder auf der I-4 war, hatten sich sämtliche Idioten der Umgebung auch dort eingefunden und sich ineinander verkeilt, was den schlimmsten Stau ergab, den man je gesehen hatte. Nichts ging mehr. Also fuhr ich an der nächsten Ausfahrt ab und begann, die Karte zu studieren. Ich wählte eine Nebenstraße mit Schildern, die den Weg zum Flughafen zeigten. Nur der Himmel wusste, wo der Flughafen war, ich nicht, so viel stand fest. Wir hätten nur 10 Minuten brauchen dürfen, aber nach mehr als 45 Minuten hatten wir den Flughafen immer noch nicht gefunden. Ich fuhr rechts ran, fand eine weitere Schnellstraße auf der Karte und fuhr in diese Richtung. Die Deutschen waren mittlerweile außer sich, sie waren sich sicher, dass sie ihren Flug verpassen würden. Als wir aber erst mal auf der anderen Schnellstraße waren, war es nur noch ein Katzensprung bis zum Flughafen, vorausgesetzt, man fuhr in die richtige Richtung. Sie hatten noch 23 Minuten als wir ankamen, und schafften ihren Flug gerade noch. Wir verabschiedeten uns kurz aber herzlich, dann rannten sie los. Ihre Flugtickets waren sehr teuer und sie wollten keine neuen kaufen müssen. Als sie in Florida angekommen waren und Werner erzählten, wieviel die Tickets gekostet hatten, gab Werner ihnen das Geld für Christinas Flug, wofür sie ihm sehr dankbar waren.

Ich dachte nun, dass die I-4 mittlerweile wieder frei sei und ich schnell zu Werner kommen könne um zu sehen, was bei dem Urologen so vor sich ging. Oje! Alle auswärtigen Idioten waren jetzt auf der Schnellstraße und sie alle waren ebenfalls ineinander verkeilt. Mehr als 16 km Stau! Also nahm ich wieder eine Umgehungsstrasse, von der ich annahm, dass sie mich zurückbringen würde, aber wieder musste ich auf die I-4, damit ich diesen verflixten See umfahren konnte. Das war ein schlechter Zug. Oder sollte ich besser sagen, gar kein Zug? Ich saß nur da, mit einem ausgezeichneten Blick auf all die kaputten, verbeulten Autos, die sich nicht bewegten und alle vier Spuren blockierten. Ich war außer mir. Es war mittlerweile fast 17 Uhr, die Arztpraxis machte bald zu. Es war sehr heiß und schwül draußen, und wenn sie Werner in seinem Rollstuhl auf den Parkplatz schieben, dann würde er umkommen. Ich fuhr von der Schnellstraße ab, nahm eine andere Straße in die entgegengesetzte Richtung, bis ich an dem See vorbei war, wendete dann und fand mich mitten im Feierabendverkehr in Orlandos Innenstadt wieder. Alles bewegte sich mit höchstens 8 km/h, meistens eher mit 0 km/h. Ich bog in jede Seitenstraße links und rechts und versuchte, um den stehenden Verkehr auf der Hauptstraße herumzukommen. Ich muss an jenem Nachmittag jede einzelne Sackgasse in

Orlando gefunden haben. Schließlich bog ich um drei Minuten vor fünf mit quietschenden Reifen in den Parkplatz des Urologen ein. Ich sprang aus meinem braunen Van und rannte in die Arztpraxis. Plötzlich sah ich alle Augen auf mich gerichtet. Oh Gott! dachte ich, entweder ist Werner etwas Schreckliches passiert oder er hat etwas Schreckliches angestellt, wie üblich in letzter Zeit! Sie müssen wohl meinen ängstlichen Gesichtsausdruck bemerkt haben, weil sie mir gleich versicherten, dass Werner in Ordnung sei. Ich sah mich dann im Wartezimmer um, sah Werner aber nicht. Sie sahen meinen suchenden Blick und sagten, dass es zwar kein Notfall sei, der Arzt aber ein Taxi gerufen und dem Fahrer aufgetragen habe, Werner zum sechs oder sieben Straßenzüge entfernten Krankenhaus zu bringen. Die Arzthelfer luden Werner und seinen Rollstuhl dann in das Taxi, ohne Werners „Nein“ zu akzeptieren. Ich sprang also wieder in mein Auto, fuhr so schnell ich konnte zum Krankenhaus und parkte auf dem Parkplatz der Notaufnahme. Ich ging hinein und sah Werner auch gleich dort in seinem Rollstuhl sitzen. Er sah sehr müde und sauer aus. Er war froh, mich zu sehen und nicht voller Panik weil ich so spät kam, was mich erleichterte. Er erzählte mir dann, dass er in einem Taxi zum Krankenhaus gekommen sei, und dass er auf Grund der Vergiftung durch die hohen Blutharnstoff- und Kreatininwerte nicht wusste, was er dem Taxifahrer geben sollte. Werner, das absolute Zahlengenie, war nicht in der Lage, dem Fahrer entweder einen Zwanziger, einen Zehner und einen Fünfer, oder einen Zehner und drei Eindollarscheine zu geben. Er sagte, er sei nur mit offenem Geldbeutel dagesessen und habe das Geld angestarrt, ohne einen klaren Gedanken fassen zu können. Immerhin wusste er, dass er dem Taxifahrer nicht trauen dürfe und ihn nicht selbst das Geld herausnehmen lassen konnte, und so wandte er sich an die Krankenschwester, gab ihr seinen Geldbeutel und bat sie, den Fahrer zu bezahlen. Er wusste, dass die Krankenschwester ehrlich sein würde. Die Schwester bezahlte die Taxifahrt und schob Werner dann in das Gebäude.

Werner erzählte mir diese Geschichte gleich nachdem ich ankam, dann wurde sein Name aufgerufen, damit die Aufnahmeformalitäten erledigt werden konnten. Was als nächstes geschah, war eigentlich unheimlich lustig, wenn es nicht so traurig und tragisch gewesen wäre. Die Sachbearbeiterin fragte Werner nach seinem Namen, er antwortete: „Werner Wilhelm“. Sie fragte nach seinem Geburtsdatum, er gab den 16. Januar 1928 an. Sie fragte nach seiner Sozialversicherungsnummer. Er warf sie total durcheinander. Dann fragte sie ihn nach seiner Krankenversicherung. Sie fragte, er blickte nach oben in die Luft, dachte nach und gab keine Antwort. Die nächste Frage, das Gleiche. Das ging vier Mal so, und als sie ihm zum fünften Mal die Frage stellte war ihm das so peinlich, dass er einfach sagte: „Das geht Sie nichts an!“, um seine Verlegenheit zu kaschieren. Ich schlug vorsichtig vor, ihr seinen Versicherungsausweis zu zeigen. Es war sehr schwierig, den dicken Geldbeutel aus seiner Hosentasche heraus und an der Armlehne des Rollstuhls vorbei zu bekommen. Er schrie mich an, als ich versuchte ihm zu helfen, ich nehme an, ich tat ihm am Bein weh. Aber endlich hatte er dann den Geldbeutel draußen und die Sachbearbeiterin bekam die erforderlichen Angaben.

Danach wurde er in einen Untersuchungsraum um die Ecke vom Aufnahmebereich gefahren und wir warteten auf den Arzt. Es wurde Blut abgenommen und wir warteten auf die Ergebnisse. Wir waren mittlerweile am Verhungern, daher ging ich in die Cafeteria und holte mir einen Sandwich und Milch, und für Werner ein paar Donuts und

Kaffee. Das gab uns beiden wieder etwas Kraft. Etwa eine Stunde später wurde Werner dann stationär aufgenommen, da sein Blutharnstoffwert bei 199 lag und Kreatin bei 11. Er bekam ein richtig schönes Privatzimmer auf der Nephrologiestation. Es war das vorletzte Zimmer und sehr ansprechend. Man hatte Blick vorne hinaus auf mehrere Springbrunnen. Werner sah allerdings nichts davon. Er war viel zu krank. Im Verlauf der letzten paar Tage in Pelican Bay und in Sebring, war ihm das Hinlegen und Aufstehen immer schwerer gefallen, da er soviel zugenommen hatte und ihn die Urämie immer mehr schwächte. Und jetzt im Krankenhaus, konnte er plötzlich nicht nur nicht mehr alleine aufstehen, er konnte sich nicht einmal mehr im Bett umdrehen. Es ging ihm so schlecht. Ich versuchte ihn zu drehen, aber ich schaffte es nicht, da er jetzt wegen der Wasseransammlung 135 kg wog.

Er wollte mich 24 Stunden am Tag bei sich haben und nicht allein gelassen werden, also blieb ich. Wir baten um eine Liege für mich, aber niemand in der unfähigen Nachmittagschicht hatte eine Ahnung, wo man eine bekommen könnte, und sie bemühten sich auch nicht gerade sehr. Daher verbrachte ich meine erste Nacht auf einem steinharten, unbequemen Stuhl. Ich hätte aber sowieso nicht schlafen können, da Werner die ganze Nacht vor Schmerzen brüllte. Er wollte jede Stunde gedreht werden und die Angestellten wurden fast wahnsinnig, weil er so schwer war und so schwierig zu bewegen. Am Ende musste ich es selber machen, aber ich schaffte es nicht ganz, weil er für mich alleine zu schwer war. Gegen Morgen bekam er im rechten Fuß dann einen Gichtanfall. Man konnte es nun gar nicht mehr mit ihm aushalten, aber ich ging zu dem Zeitpunkt davon aus, dass er mit dem Rücken zur Wand stand und außer sich war vor Angst mit der Wahl zwischen Dialyse oder Tod.

Um 8 Uhr kamen dann die Pfleger, um Werner mitsamt Bett zur Dialyse zu holen. Er bestand darauf, dass ich mitkomme und wir bekamen die Erlaubnis des Arztes, obwohl dieser meinte, dass Familienangehörige normalerweise nicht mitgehen. Keine Ehefrau - kein Werner, das war ihm schnell klar. Werner kam in den Dialyseraum, aber ich wurde an der Tür aufgehalten weil der Arzt eine Hauptschlagader in Werners Bein öffnen musste und ich nicht mit in den OP-Saal durfte. Ich musste 30 Meter weit weg im Flur sitzen und warten, bis sie mich riefen. Ich war vor Angst wie gelähmt während ich dort saß. Ich stand auf, beobachtete die vorbeifahrenden Züge und betete fieberhaft zu Gott, dass er Werner nicht hier in dieser fremden Umgebung zu sich holen wolle, da Werner nicht wissen würde wo er war, sollte seine Seele hier seinen Körper verlassen. Ich beobachtete die Zeiger der Wanduhr auf ihrer langsamen Wanderung. Acht Uhr, acht Uhr fünf, acht Uhr zehn, acht Uhr fünfzehn und endlich, um 8.20 Uhr kam der Arzt, um den Eingriff vorzunehmen. Ich biss mir auf die Lippen und hoffte, dass es bald vorüber sein würde. Plötzlich hörte ich Werner in voller Lautstärke schreien und die Krankenschwester kam mit wildem Blick herausgerannt und suchte mich. Sie kam so schnell um die Kurve, ich dachte sie würde stürzen. „Der Arzt möchte, dass Sie jetzt in den OP-Saal kommen,“ sagte sie. Ich ging mit ihr. Der Chirurg blickte von Werner zu mir und zurück zu Werner. Werner war außer sich. Er sollte eine Einwilligungserklärung unterschreiben, aber weil er so krank war und solch schlimme Schmerzen hatte, verstand er nicht, was er da unterschreiben sollte. „Lies es durch,“ sagte er zu mir, „und sag mir, ob es in Ordnung ist, das zu unterschreiben.“ Ich las es mir durch. Es war eine normale

Einwilligungserklärung und war annehmbar. Ich sagte zu Werner, es sei in Ordnung, dieses Formular zu unterschreiben. Er unterschrieb, aber man konnte seine Unterschrift gar nicht erkennen, es sah mehr aus wie Gekritzel. Ich nahm an, dass dies eher einer von Werners Tricks war als die Krankheit. Sollte er später beschließen, das Krankenhaus zu verklagen, dann könnte er behaupten das Formular nicht selbst unterschrieben zu haben.

Dann wurde mir gesagt ich müsse jetzt gehen. Werner war verzweifelt und bat mich zu bleiben. Man wiederholte mir gegenüber die Aufforderung, den Raum zu verlassen. Werner bekam einen wilden Gesichtsausdruck. Ich beschloss, die Pattsituation zu beenden indem ich zu Werner sagte, ich würde nur auf die andere Seite des Vorhanges gehen und dort warten. Auf diese Weise würde ich den OP-Saal nicht verunreinigen, ich würde den Eingriff nicht sehen, aber ich könne alles hören und er würde wissen, dass ich nur eineinhalb Meter weit weg sei. Alle schienen damit zufrieden zu sein. Alle, außer Werner. Er war außer sich und wollte, dass ich bei ihm bleibe, aber schließlich stimmte er zu, dass ich hinter dem Vorhang stehe, verlangte jedoch, dass ich mich voll auf die Vorgänge hinter dem Vorhang konzentriere. Ich konnte allerdings sehen, was vor sich ging, denn gleich neben dem Vorhang war eine Glastür, in der sich der Arzt und die Krankenschwestern spiegelte. Der Arzt hatte eine riesige Spritze mit einer riesigen Nadel in der Hand. Das Ding sah schrecklich aus! Dann reichte die Schwester ein Skalpell und fragte, ob es das richtige sei. Der Arzt hielt in einer Hand die Nadel, in der anderen das Skalpell auf Augenhöhe, drehte es hin und her und begutachtete es. Ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt öffnete Werner die Augen. Er sah die Nadel, das sich drehende Skalpell, verzog das Gesicht und fing an zu brüllen! Und ich meine brüllen!! Ich war so stolz auf ihn. Die meisten Leute haben ja nicht den Mut so richtig zu schreien, wenn sie unters Messer kommen. Wir liegen nur da und sehen nach außen hin nett und ruhig aus obwohl wir im Inneren vor Angst fast vergehen. Aber nicht Werner! „AHHH!“ schrie er. Hast schon Recht, Werner. „Halten Sie ihn unter Kontrolle,“ befahl der Arzt mir. Ja sicher, Werner unter Kontrolle halten!? Unmöglich.

„Werner, sie müssen diesen Zugang legen. Du musst dich beruhigen und still liegen bleiben, ok? Ich bin hier.“ „Du passt auf!“ befahl er mir. „Ja, ich passe auf,“ versprach ich ihm. Sie betäubten ihn mit Novocain und begannen dann mit dem schrecklichen Schnitt in die femorale Arterie. Nach fünfzehn Minuten waren sie fertig und schlossen ihn an die Maschine an. Alles war in Ordnung, das Blut lief gut, und die erste Dialyse hatte begonnen. Sie ließen mich wieder eintreten, gaben mir einen Stuhl, ich setzte mich direkt neben Werner und hielt seinen Arm. Er wollte nicht angefasst werden, da es ihm wehtat, wenn man seine Haut berührte. Ich befragte dazu den Arzt, der meinte, das sei mit all seinen Dialysepatienten so, und dass dieses Problem eher schlimmer werden würde, nicht besser. Nur wenn der Patient ein Transplantat bekäme, höre es auf.

Werner zuckte umher wie ein Fisch auf dem Trockenen und machte ein schreckliches Theater. Er brüllte, schrie, weinte, stöhnte und ächzte die ganze Zeit. Sie baten ihn, damit aufzuhören, es seien noch andere kranke Leute in der Dialyseabteilung, die sich diesen Krach nicht anhören wollten. Werner hatte sich noch nie um andere Leute gekümmert, weder als Kind (seine Lehrer nannten ihn asozial, was unter Hitler sehr schlecht war), noch als Erwachsener und mit Sicherheit nicht jetzt, wo er mitten im Kampf um Leben

und Tod steckte. Also brüllte er weiter. Er befand sich in einer unerträglichen Notlage. Er wand sich, schrie, und benutzte sein gesamtes Vokabular an Schimpfwörtern, einschließlich seines Lieblingswortes, das mit F beginnt. Er vergällte die überchristlichen Christen in diesem allerheiligsten Krankenhaus. Sie baten ihn höflich, keine Schimpfwörter zu benutzen. Er antwortete darauf mit einem Fluch. Dann bat er mich, ihn anders zu legen. Das tat ich während er mich aus voller Kraft anschrie, und plötzlich begann die Maschine zu piepsen. Es stellte sich heraus, dass bei dem Positionswechsel der femorale Katheter aus der Arterie herausgerutscht war. Man musste die Dialyse anhalten, den Arzt rufen, den Katheter entfernen und Werner auf der anderen Seite aufschneiden. Es war so schwer für mich, die Tränen zurückzuhalten, als sie ihn wieder aufschnitten und er so große Angst und Schmerzen hatte. Aber der zweite Einschnitt verlief gut und bald war er wieder angeschlossen. Und er verfeinerte jedes Schimpfwort, das er in diesem Land je gelernt hatte. Die medizinischen Assistenten waren außer sich. Der Arzt sagte, dass Werners Verhalten nicht zu tolerieren sei und ich ihn unter Kontrolle halten solle. Ich sprach mit ihm. Ich weiß nicht, ob er mich überhaupt hörte, es ging ihm so schlecht. Er wand sich, schrie, konnte nicht still liegen. Ich hätte heulen können denn ich wusste, dass er den Katheter wieder herausziehen würde, wenn er nicht still lag und meine Nerven würden einen dritten Eingriff nicht aushalten.

Dann hatte ich eine Idee. Ich begann Deutsch mit ihm zu reden. Und er hörte zu! Ich glaube, er meinte es sei die Stimme seiner Stiefmutter, denn er akzeptierte mich als Autorität. Aber er wand sich weiterhin und fluchte nach wie vor. Ich sah ihn mir genauer an und dann merkte ich endlich, was los war. Er hatte so schlimme Schmerzen, dass er nicht still liegen konnte. Alles tat ihm weh und jetzt hatte er auch in seinem rechten Fuß wieder einen Gichtanfall. Ich bat den Arzt, ihm etwas zur Schmerzlinderung und zum Einschlafen zu geben, damit er die Dialyse ohne weitere Katastrophen überstehen könne. Der Arzt verordnete eine Spritze mit dem Beruhigungsmittel Atavan. Die Krankenschwester zog die Spritze auf. Werner sah die Nadel und gab ein Mitleid erregendes „Nein!“ von sich. Ich sah ihn sich hin und her winden, blickte zum Arzt und zur Schwester und sagte: „Ja!“ Werner stöhnte erneut: „Neeeeiin!“ Die Schwester schaute mittlerweile ständig von Werner zu mir und von mir zum Arzt. Ich hatte genug von der Unsicherheit und Angst, die Werner für nichts und wieder nichts erdulden musste, daher sah ich den Arzt an und sagte mit zusammengebissenen Zähnen: „Machen Sie einfach!“ Der Arzt sah die Schwester an und sagte mit fester Stimme, sie solle es tun. Sie gab Werner die Spritze während er „Nein!“ brüllte. Ich war seine Frau und er hatte mir im Juli eine Art medizinische Vollmacht ausgestellt. Trotzdem fühlte ich mich schuldig, dass ich ihm gegen seinen ausdrücklichen Wunsch ein Medikament aufzwingen ließ, welches ihm das Bewusstsein raubte. Ich saß neben ihm, sah, wie er sich mit der Zeit immer weniger wand, und fragte mich, ob ich wohl das Recht hatte, ihm das anzutun. Ich war überrascht, dass ihm der Arzt in dieser von Rechtsklagen geprägten Zeit gegen seinen ausdrücklichen Willen eine Spritze geben ließ. Aber innerhalb von 20 Minuten hatte Werner sich beruhigt und schlief friedlich wie ein neugeborenes Kind in seinem Bettchen. Er sah so süß aus, wenn er schlief. Es tröstete mich, dass er ungestört schlafen konnte und keine Schmerzen und Angst mehr hatte. Endlich bekam er den dringend nötigen Schlaf, denn die letzten vier oder fünf Tage hatte er praktisch kaum

geschlafen, weil er keine Luft bekam, nicht Wasser lassen konnte, und so große Angst davor hatte, was als nächstes mit ihm geschehen würde.

Ich beruhigte mich und beobachtete die Maschinen, an die er angeschlossen war, seinen Atem und die anderen Lebenszeichen, obwohl ich todmüde war, weil auch ich wegen seiner akuten Krankheit nicht geschlafen hatte. Die Krankenschwestern kamen wieder vorbei und waren froh, dass er diese Spritze bekommen hatte. Ich stimmte zu und sagte, dass alles sowohl für ihn als auch für mich mehr als genug gewesen sei und wir wohl beide Schmerzmittel bräuchten. Sie lachten herzlich darüber. Ich sagte dann, dass dieser zornig brüllende Mensch nicht sich selbst war, dass er nur so große Schmerzen hatte und phantasierte, weil die Blutharnstoff- und Kreatininwerte so hoch waren.

Ein anderer Arzt kam herein, setzte sich an den Schreibtisch und sah sich die Blutwerte aller Patienten an, die auf einer Wandtafel geschrieben standen. Er hielt an, als er Werners Werte sah. Sein Kommentar: „Blutharnstoffwert 199, sehr beeindruckend. Das ist der höchste, den ich je gesehen habe.“ Die Krankenschwester ging dann zu ihm hinüber und sagte, er solle den Mund halten, die Frau des Patienten säße ganz in der Nähe.

Ein weiterer Arzt kam an dem Wochenende vorbei, sah sich Werners Blutwerte an und sagte zu ihm: „Sie standen schon vor dem Himmelstor, auch wenn Sie das nicht wussten. Sie hatten nur Glück, dass gerade niemand da war und es für Sie aufmachte.“ Werner stand der Sinn überhaupt nicht nach dieser Art Humor aber er mochte den Arzt, der ein Deutscher war. Der Arzt brachte seine Frau mit und sie war ebenfalls sehr nett. Ich hatte mit diesem Wochenend-Arzt schon ein Mal am Telefon gesprochen, als ich im Oktober verzweifelt versucht hatte, Werner ins Krankenhaus zu bekommen, während ich in Michigan war und Werner in Sebring festsaß. Er tadelte Werner dafür, dass er nicht früher zur Dialyse gekommen war, seine Gesundheit aufs Spiel gesetzt hatte und hätte sterben können.

Als wir zurück in Werners Zimmer wollten stellte sich heraus, dass er das schöne nicht mehr hatte sondern jetzt in eines mit Blick auf eine Ziegelwand verlegt worden war. Es schien mir unmöglich, eine Woche mit Blick auf eine Wand zu ertragen, und das sagte ich dem Personal auch. Werner war so krank, er bekam nicht einmal mit, dass er ein anderes Zimmer bekommen hatte. Man kam mit einer banalen Ausrede, dass das vorherige Zimmer für Transplantatpatienten sei. Der wahre Grund war jedoch, dass die Patienten dort von Werners nächtlichem Geschrei die Nase voll und seine Verlegung gefordert hatten. Nachdem ich mich beschwerte, wurde er in die Mitte der Station verlegt. Dieses Zimmer hatte wenigstens Blick auf einen der Springbrunnen. Und, man konnte es kaum glauben, sie brachten mir sogar eine Liege. Die Lage hatte sich auf jeden Fall verbessert. Und nachdem die Schwestern sahen, wie ruhig Werner nach der Atavangabe war, versäumten sie es nicht, ihm alle vier Stunden seine Medizin zu verabreichen, mehr zu ihrer Erleichterung denn der seinen.

Die Gicht wurde schlimmer, daher bat Werner den Arzt bei der nächsten Visite um zwei Indocintabletten. Der Arzt weigerte sich zunächst Indocin zu verordnen, da es

Nierenschaden verursachte. Werner wollte aber nur ein bis zwei Gaben, da selbst diese geringe Menge normalerweise den Schmerz nahm. So verordnete der Arzt dieses Medikament und innerhalb von zwei oder drei Tagen ging der Gichtanfall langsam zurück. Werner bat um eine Haltestange über seinem Bett, damit er sich selbst drehen konnte. Es war ihm peinlich, die Hilfe der Pfleger alle paar Stunden in Anspruch nehmen zu müssen. Diese Haltestange erforderte einen dreitägigen Kampf, bis endlich jemand kam und sie an seinem Bett installierte. Mit der Stange konnte er nun selbst seine Lage im Bett verändern. Damit wurde das Leben für ihn leichter und würdevoller. Da er die Dialyse recht gut vertrug, bekam er sie täglich und fühlte sich mit jedem Tag besser und stärker. An einem Tag wurden Wasser und Gifte ausgeschieden, am nächsten Tag nur Wasser. Sein Blutharnwert fiel auf 50, sein Kreatinwert auf 7,5. Während seines Krankenhausaufenthaltes verlor er 37 kg an Flüssigkeit; bei seiner Entlassung wog er 98,5 kg, ein Gewicht, das er das letzte Mal mit Anfang 40 hatte.

Am ersten Samstag im Krankenhaus kam Hari Mali mit einem indischen Freund aus der Bankbranche und wollte, dass Werner eine Transaktion für ein Hotel im Wert von 2,5 Millionen Dollar unterschrieb. Ich wartete nur darauf, dass Mali ihm einen Stift in die Hand drückte, aber das wagte er in meinem Beisein nicht. Sie gingen wieder, da sie ein Angebot für ein 3 Millionen Dollar teures Projekt für betreutes Wohnen an Floridas Nordwestküste machen wollten. Es kam gar nicht in Frage, dass Werner in seinem Zustand ein Geschäft im Wert von 3 Millionen unterzeichnete. Nachdem er Werner gesehen hatte verbreitete Mali, dass Werner höchstens noch bis Weihnachten zu leben habe. (Mali wartete, bis ich ein paar Tage vor Werner zurück nach Michigan fuhr, versuchte dann Werner alleine zu erwischen und ihn zur Unterzeichnung zu bringen. Mali ging mit Werner zum Abendessen zu Bonnie, der Sekretärin, und man weiss nicht, ob Werner an jenem Tag unterschrieben hat oder nicht.)

Die ersten drei Tage der Dialyse kübelte Werner bei jeder Mahlzeit. Der Arzt verordnete ein Medikament gegen die Übelkeit, aber Werner weigerte sich es zu nehmen und kotzte lieber. Ab dem vierten Tag konnte er dann alles essen und es ohne große Probleme bei sich behalten. Sein Lieblingessen waren jedoch nach wie vor Donuts, also schmuggelte ich ein Dutzend ins Krankenhaus und wir machten uns beide über die Packung her. Gegen Ende der ersten Woche konnte er auch wieder Fleisch essen. Die Ernährungsberaterin kam oft ins Zimmer und belehrte uns, welche Nahrungsmittel wir in welchen Mengen essen sollten. Sie gab uns auch eine Liste mit Lebensmitteln, die es zu vermeiden galt. Werner schmeckte das Essen in diesem Krankenhaus. Ich fand das Essen in der Cafeteria schrecklich. Das Krankenhaus gehörte der Adventistengemeinde und in der Cafeteria wurde kein Fleisch serviert, nur Fleischersatz. Igitt! So ein Müll! Bald begann ich außer Haus zu essen, was auch besser für meine Psyche war, denn so bekam ich für zwei Stunden etwas anderes zu sehen als nur Krankenhaus. Ich fütterte Werner sein Mittagessen, welches Fleisch enthielt (das Krankenhaus hatte gemerkt, dass es seine Patientenzahlen nicht halten konnte, wenn es ihnen ihre fleischlose Kost aufzwang). Ich sorgte dafür, dass er bequem lag, dann sagte er, dass ich zum Mittagessen gehen könne und dann ein wenig einkaufen, während er sich ausruhte. Ich musste einige Dinge besorgen, da wir unvorbereitet ins Krankenhaus gekommen waren. Werner hatte sich ja anfänglich geweigert zu bleiben. Also kaufte ich ein Nachthemd, Kleider und Wäsche

zum Wechseln, Zahnbürste, Zahnpasta, Deodorant, Socken, usw. Es war erholsam für mich und half mir, in dieser schwierigen Zeit meinen Verstand zu behalten.

Der Arzt erklärte Werner die Hämo- und Peritonealdialyse mit deren Vor- und Nachteilen. Dann überreichte er ihm diverse Dialyse-Broschüren. Wie immer gab Werner mir die Broschüren; ich sollte sie lesen und ihm dann eine Zusammenfassung und meine Meinung geben. Ich hatte schon längst die IPD (intermittierende Peritonealdialyse) gewählt, weil ich sie für sicherer hielt, sie beständigere Blutwerte ergab, Werner mehr Zeit für die Arbeit und uns mehr Freiheit zum Reisen erlaubte. Anfänglich hatten wir jedoch wegen der hohen Blutharnstoff- und Kreatinwerte keine Wahl; es musste solange die Hämodialyse sein, bis sich seine Werte stabilisierten. Erst dann konnte er eine Wahl treffen. Allerdings meinte der Nephrologe, wegen Werners Gewicht sei es besser wir würden mit der Hämodialyse fortfahren. Er sagte, Peritonealdialyse funktioniere nur bei dünnen alten Damen. Werner entschied sich für die Hämodialyse, wahrscheinlich weil er sie nun schon kannte und sie Wasser, Blutharnstoff, Kreatin und Kalium recht gut entfernte. Die nächste Entscheidung betraf die Stelle für einen Shunt, und zwar entweder am Hals, am Arm oder im Falle der Peritonealdialyse, am Bauch.

Der Chirurg Dr. Schreiber kam herein und bot Werner die Wahlmöglichkeiten an. Werner wollte mit dem femoralen Katheter weitermachen. Dr. Schreiber sagte das ginge leider nicht, da femorale Katheter nur für kurze Zeiträume benutzt werden können. Sie führten leicht zu Infektionen, was ernst sei, oder könnten sich lösen, was lebensbedrohlich sei, da der Patient verbluten könne. Werner könne das Krankenhaus keinesfalls mit dem femoralen Katheter verlassen. Dr. Schreiber wollte einen Katheter in die Halsader legen. Das kam für Werner gar nicht in Frage. Die nächstbeste Möglichkeit für Dr. Schreiber war ein implantierter Katheter in der Vena subclavia. Das war akzeptabel und ein Operationstermin wurde vereinbart. Ich schrubbe Werner in der Dusche so richtig sauber, was schon ewig lange nicht mehr geschehen war, und blieb dann solange bei ihm, bis er für die OP geholt wurde. Ich ging mit bis zum OP-Bereich, dann durfte ich nicht mehr weiter. Ich setzte mich hin und wartete. Etwa eine Stunde später kam eine Krankenschwester und holte mich zu einem total aufgebrachten Werner. Ich durfte also in den OP-Bereich und bei ihm sein um ihn zu beruhigen. In meiner Anwesenheit lief alles wie geplant. Ich hielt seine Hand, rieb seine Brust und sprach beruhigend mit ihm. Dann wurde er in den eigentlichen OP-Raum gebracht und ich musste gehen. Ich ging hinunter in die Cafeteria und kaufte mir Eier, dann ging ich wieder in den Warteraum. Die ehrenamtliche Helferin im Wartezimmer wusste, wo ich gewesen war, da ich ihr gesagt hatte, dass ich für eine Viertelstunde in die Cafeteria gehen würde. Das war keine gute Idee. Werner hatte sich im OP-Raum schrecklich benommen und ihn verlassen. Als ich 15 Minuten später zurück kam, war er bereits wieder gemütlich in seinem Zimmer! Dieser kleine Stinkstiefel! Er hatte beschlossen, sich in Michigan operieren zu lassen! Ich war böse auf ihn, da er hier einen sehr guten Chirurgen hatte und es einfach keinen Grund gab, den OP-Raum zu verlassen. Ich machte mir Vorwürfe, dass ich nicht länger gewartet hatte, denn vielleicht hätte ich in den OP-Raum gehen können und ihm ins Gewissen reden. Jetzt waren wir wieder da, wo wir angefangen hatten. Kein neuer Katheter und der femorale Katheter wurde bald gezogen. Einfach toll. Aber wir machten eben alles nach Werners Art. Und wir alle wussten wie dies funktionierte. Werner war eigensinnig und wir alle wussten, wie wir uns zu verhalten hatten. Eines war klar: Wenn Werner etwas nicht wollte, dann passierte das auch nicht.

Außerdem konnte Werner sich nur langsam an Neues gewöhnen, er übereilte nie etwas. Und diese Idee mit dem Shunt war ja wohl die ungewöhnlichste, die ihm je untergekommen war. Vor allem, wo er sein ganzes Leben lang Operationen vermieden hatte, abgesehen von der Mandelentfernung und der Zystoskopie. Und jetzt sollte er damit anfangen?

Schließlich verließ Werner das Krankenhaus ohne Shunt und ohne eine Entscheidung hinsichtlich der Dialyse, allerdings schien ihm die Hämodialyse am geeignetsten. Ich war nicht glücklich da ich wusste, dass der Shunt zuheilen könnte, während Werner darauf wartete, nach Michigan zurückzukehren. Aber ich sagte nichts, schließlich war es Werners Körper und seine Entscheidung.

Werner ging es zunehmend besser und damit änderte sich sein Verhalten und auch seine Einstellung. Die Krankenschwestern in der Dialyse sagten zu mir: „Wir erinnern uns an den ersten Tag, wo Sie uns zu erklären versuchten, dass Werner nicht sich selbst sei. Jetzt verstehen wir das. Er ist so charmant und rücksichtsvoll.“ Ich konnte ihn jetzt auch mehr anfassen, da die Gifte zurückgegangen waren. Ich liebte ihn sehr und verbrachte viel Zeit damit, über das Bett gebeugt zu sitzen, ihn zu streicheln und mich mit ihm zu unterhalten. Die Krankenschwestern auf der Station äußerten sich darüber, dass es offensichtlich sei, dass wir frisch verheiratet waren.

Werners größtes Problem im Krankenhaus war, dass er seinen eigenen Blasenkatheter zu Hause gelassen hatte. Er hatte ja nicht vor, im Krankenhaus zu bleiben. Bedauerlicherweise war man dort nicht in der Lage, den gleichen Katheter zu beschaffen. Es gab nur einen aus weichem Gummi, der wegen der Schwellung sehr schwierig einzuführen war. In der ersten Woche musste ich meistens den Katheter einführen, da es den Pflegern nicht gelang ihn vollständig hineinzubekommen. Als die Schwellung dann zurückging, wurde es einfacher und ich musste es nicht mehr machen.

Als Werners Hämoglobin auf 7,7 fiel, wurde eine Bluttransfusion beschlossen. Wegen der AIDS-Gefahr der heutigen Zeit ließ Werner mich danach nicht mehr den Katheter legen. Ich verstand nicht, was die Transfusion bewirkt haben soll, denn für den Rest des Krankenhausaufenthaltes blieb der Hämoglobinwert bei 8,0.

Die Hämodialyse-Station des Florida-Krankenhauses war die professionellste, detailgenaueste und fürsorglichste, die es gab. Sie überwachten alle Werte genau und kümmerten sich um Probleme, bevor sie auftraten. Werner hatte keinerlei Schwierigkeiten während seines Aufenthaltes. Er spendierte bei seiner Entlassung 100 Dollar als Dankeschön. Das Geld wanderte in die Weihnachtsfeierkasse.

Am folgenden Samstag war Hari Mali wieder im Krankenhaus, um Werner seine Kaufabsicht mitzuteilen. Er hatte sich mit Jack Feldman zusammengetan und wollte mit Jacks Geld ein Motel an der Kreuzung I-4/US27 erwerben. Aber ich glaube, er wollte immer noch eine Unterschrift von Werner. Wie dem auch sei, Mali lud mich dann zum Essen im Olive Garden unweit des Krankenhauses ein. Er umarmte mich, was ich zum ersten Mal unpassend fand, da mein Mann im Sterben lag. Ich erzählte Werner die ganze Unterhaltung, da ich nie etwas vor ihm verbarg. (Kurz vor seinem Tod sagte Werner zu mir, dass ich immer ehrlich und aufrichtig ihm gegenüber gewesen sei, fast schon zu ehrlich.)

Zu den netten Krankenschwestern auf der Station war Werner wirklich lieb, aber mochte der Himmel denen mit einem frechen Mundwerk beistehen! Er machte sie mit seinem Geschrei und seinem Sarkasmus nieder. Allerdings hatte das Krankenhaus seine Schwestern ziemlich gut im Griff und sie hielten sich zurück. Aber als Peggy Werner von Detroit aus anrief, beantwortete eine Schwester das Telefon. Er war gerade bei der Dialyse. „Oh Gott, Sie arbeiten für diesen Mann?“ fragte die Krankenschwester. „Wie halten Sie das bloß aus?“ „Ich arbeite schon sieben Jahre für ihn,“ antwortete Peggy. „Wie schaffen Sie das nur?“ jaulte die Schwester in den Hörer. „Ich hatte ihn einen Tag lang weil ihn niemand anders pflegen wollte. Man hat ihn mir, der Neuen, aufgehalst. Am nächsten Tag habe ich mich telefonisch erkundigt, ob er noch in der Klinik sei, denn ich wollte mich dann krank melden.“

So langsam kehrte Werners Kraft wieder zurück und am Ende der ersten Woche konnte er sogar alleine gehen. Eines Nachts, so gegen 4.30 Uhr, stand er auf und ging alleine auf die Toilette. Ich wachte auf, ohne zu wissen warum. Plötzlich sah ich, dass Werner mit dem Gesicht nach unten neben meiner Liege auf dem Boden lag. Ich fragte ihn was passiert sei. „Ich weiß es nicht, ich habe mich an dem blauen Sessel festgehalten, die Lehne ist nach vorne gerutscht und ich bin hingefallen,“ antwortete er. „Hole mir die Krankenschwester!“ Die Nachtschwester, ein 90-pfündiges Leichtgewicht, kam als ich klingelte, und als sie Werner am Boden liegen sah, meinte sie, dass sie das nie und nimmer alleine schaffen würde. Sie holte Hilfe. Das gesamte Personal von mehreren Stationen kam, und nachdem wir meine Liege weggeräumt hatten, schafften sie es mit vereinten Kräften, ihn in einen Stuhl zu setzen. Von dort brachten sie ihn wieder in sein Bett und flehten ihn an, nicht mehr alleine aufzustehen, da er zu schwer sei vom Boden aufgelesen zu werden.

Eines Abends, nach ein paar besonders schwierigen Tagen, kam die Schwester herein und fragte Werner, ob er Kodein gegen die Schmerzen wünsche. Er bejahte und die Schwester holte es. Er ging dann ins Bad, und ich bat ihn, die Tablette mit den Zähnen zu halbieren, ich würde die andere Hälfte nehmen, da ich auch endlich etwas Schlaf bräuchte. Ich hatte große Schmerzen von meiner Operation und war außerdem dem ganzen Stress ausgesetzt. Wir beide schliefen dann gut. Ich hatte ein gutes Buch von Andrew Greeley dabei, um es während der vielen Stunden im Krankenhaus zu lesen. Es half, die Zeit tot zu schlagen während Werner schlief, da ich Fernsehen nicht ausstehen kann.

Werner fand die vielen Tests, die sie mit ihm machen wollten, furchtbar. Er erduldet mehr als jemals zuvor. Sie untersuchten das Herz und die Nieren. Der Kardiologe kam mit dem Befund in Werners Zimmer und war erschüttert, man konnte es ihm am Gesicht ablesen. Der Befund hatte eine sehr schlechte Prognose ergeben, falls die hepatitische Belastung davon kam, dass Werners Herz die ganze Flüssigkeit auf die Leber verteilte. Werner erhielt eine Kopie des Berichts und als er ihn las, erschrak er. „Eine sehr schlechte Prognose?“ meinte Werner in fragendem Ton und mit sehr leiser Stimme. Nachdem er den Bericht gelesen hatte, sagte uns der Arzt, dass Werner in der Vergangenheit sechs Herzinfarkte gehabt habe. Wenn ein Patient Diabetes hat, erklärte er uns, erfährt er statt der Schmerzen, die für andere furchtbar sind, nur ein leichtes Unwohlsein. Daher sei es möglich, dass Werner sie kaum gespürt habe. Ich erinnerte mich dann an einige Male, wo Werner im Bett saß und plötzlich besorgt zu mir sagte: „Ich habe Schmerzen in meiner Brust, die in meinen Hals und Kiefer ausstrahlen.“ Er saß dann etwa 15 Minuten still da bevor er mit einem erleichterten, aber immer noch ernsten Gesichtsausdruck meinte: „Ja, jetzt ist es vorbei, glaube ich.“ Das müssen seine Herzinfarkte gewesen sein.

Werner fand den Urologen unmöglich, weil dieser so ein Aufhebens über die Tatsache machte, dass Werner mittlerweile drei Knoten in seiner Prostata hatte. Was sollte man sich bei den schweren Nieren- und Herzproblemen noch Sorgen um ein paar schmerzlose Knoten machen? Werners PSA-Wert lag bei 7 und bei einem anderen Test bei 11, und bei der gutartigen Hypertrophie, die er seit über 10 Jahren hatte, konnte man davon ausgehen, dass diese Knoten harmlos waren. Aber selbst wenn es Krebsgeschwüre gewesen wären, hätte man sie nicht entfernen können, warum sollte man sich also zum jetzigen Zeitpunkt in Werners Leben darüber den Kopf zerbrechen.

Werners Blutzucker war drastisch gefallen, statt 550 hatte er nur noch 85. Das lag hauptsächlich am Nierenversagen. Nachdem die Nieren kaum noch Urin produzierten, bekam Werner große Probleme mit einem gefährlichen Kaliumüberschuss im Blut. Man versuchte diesen Überschuss mit einer Diät und der Dialyse zu kontrollieren, hatte aber nur mäßigen Erfolg.

Die Ernährungsberaterin kam ungefähr jeden zweiten Tag auf Werners Zimmer und ging mit uns immer wieder Werners neuen Speiseplan durch, bis wir verinnerlicht hatten was er in welchen Mengen essen durfte und was nicht. Die Ernährungsberaterin war sehr nett und freundlich, sie bemühte sich wirklich uns zu helfen.

Die Schwestern und Ärzte auf der Dialysestation waren die besten, die man sich wünschen konnte. Sie waren sehr gewissenhaft und genau. Man brauchte keine Angst zu haben, hier wegen medizinischer Fehler sein Leben zu verlieren. Und wie unausstehlich Werner auch werden konnte, wenn er sich nicht gut fühlte, sie behandelten ihn immer mit Würde und Respekt.

Werner hatte ein paar Reibereien mit dem indischen Nephrologen Dr. Ranjit, da der Arzt nicht mit Werners schlechtem Benehmen umgehen konnte. „Ich habe Schwierigkeiten mit Ihnen klar zu kommen, Herr Wilhelm!“ Werner antwortete: „Ja, ich habe auch Schwierigkeiten, mit Ihnen klar zu kommen, Herr Doktor.“ Von jenem Tag an kamen sie besser miteinander aus.

Schließlich kam der 17. November, Werners Entlassungstag. Es war geplant, dass Werner für drei Tage nach Hause zum Sun N Lake Towers in Sebring gehen und sich dann am Montag in der Beaumont Royal Oak Nephrologie einfinden sollte. Das war jedermanns Plan, außer Werners. Die Heimfahrt war schwierig, da ihm wegen der hohen Blutharnstoff- und Kreatininwerte immer noch ein wenig übel wurde. Als wir an den mittelalterlichen Bankettsälen an der I-4 vorbeifuhren, sagte ich zu ihm, dass ich schon immer mal dort essen wollte und er antwortete: „Ok, wann immer du gehen möchtest, gehen wir.“ Aber dazu kam es nicht. Werner kam nie mehr lebend nach Florida zurück.

Wir kamen rechtzeitig zum Abendessen zurück nach Sebring. Werner war sehr vorsichtig mit dem Essen, genau genommen aß er sehr wenig. Nach dem Essen ging ich hinaus zum Pool und kippte vor Schreck fast aus meinen Schuhen. Die Angestellten hatten sich überhaupt nicht um das Wasser gekümmert, es war sumpfgrün und unsäglich ekelhaft. Ich brüllte die Verwaltungsangestellten an und sie säuberten den Pool sofort. Werner war zu krank und zu schwach, um auf dieses Problem reagieren zu können und ließ mich die Sache in die Hand nehmen. Er sagte zu den Angestellten, dass sie zu tun haben was immer Sandy ihnen auftrug. Ein wenig später kam er dann in sein Büro und fand mich in seinem Sessel hinter dem Schreibtisch sitzend, wo ich in seiner Abwesenheit beide Telefone bediente. Er setzte sich in den Besuchersessel neben den Hausmeister und sagte zu ihm, dass dies bald mein Schreibtisch und meine Position sein würde. Es brach mir fast das Herz, als ich ihn das sagen hörte, da ich mich sehr gut daran erinnerte, wie selbstherrlich und diktatorisch er in seinen besten Tagen gewesen war. Ihn das sagen zu hören zeigte mir, dass er seinem Ende nahe war oder sehr, sehr krank, dass er jetzt die gesamte Kontrolle einer Frau überließ. Wenn ich jetzt an diesen Tag zurückdenke, kommen mir immer noch die Tränen. Ich erinnere mich viel lieber an die guten Tage, an denen er mich mit Schimpfwörtern betitelte und mich vor der gesamten Belegschaft lächerlich machte.

Nachdem Werner nach Hause kam aß er und ging dann, erschöpft von der Reise, zu Bett. Eine Woche verging und er meldete sich weder bei Dr. Oliveros für die Dialyse, noch flog er heim nach Michigan. Er igelte sich einfach in Sebring ein. Am Dienstag machte ich mich auf den Weg, um für die Thanksgiving Feiertage Ende November zu Hause zu sein. Werner versprach, am Wochenende per Flugzeug nachzukommen. Nun, er nahm den Flieger erst am 3. Dezember 1992. Er blieb in Sebring und beobachtete sorgfältig seine Gewichtszunahme. Er war erstaunt, dass er so langsam zunahm, aber im Lauf der Woche wurde er immer schwächer und wusste, dass etwas Schlimmes vor sich ging. Am Mittwoch konnte er auf Grund der extremen Schwäche kaum noch gehen. Seine Beine

gaben nach und er fiel auf dem Weg zum Speisesaal fast zu Boden. Da wusste er, dass es an der Zeit war, wieder zur Dialyse zu gehen. Also ließ er sich von Bonnie zum Flughafen in Orlando bringen und in ein Flugzeug nach Michigan setzen. Sein Magen war wieder in sehr schlechter Verfassung und er erbrach sich auf dem Weg zum Flughafen in Orlando vier Mal in Bonnies Auto. Bonnie sagte, sie sei aus Erfahrung klug geworden und bringe nun immer einen Eimer, wenn sie Werner wohin fuhr, um ihr Auto zu schützen, wenn ihm alles wieder hoch kam.

Auf dem Weg zum Flughafen versprach Werner Bonnie, dass er am 11. Januar wieder nach Florida zurückkehren würde, um an der Geburtstagsfeier ihres Sohnes teilzunehmen. Bonnie erwartete, dass er dieses Versprechen halten würde.

Er flog nach Michigan und wir hatten ein sehr glückliches, tränenreiches Wiedersehen auf dem nassen Pflaster des Ankunftsbereichs der Delta Fluggesellschaft. Ich verstaute all seine Koffer im Auto und half ihm beim Einsteigen. Er war sehr froh, wieder zu Hause zu sein. Ich fuhr auf der I-94 Richtung Telegraph-Straße, dann die Telegraph-Straße entlang. Auf Höhe des St. Christopher Motels an der Telegraph-Straße sagte er in dringlichem Ton, ich solle in den Parkplatz des Motels einbiegen, er müsse sich übergeben. Ich bog ab, er lehnte sich aus dem Fenster und kübelte die ganze Seite des Wagens voll. Dann fühlte er sich besser und wir fuhren weiter zur Square Lake-Straße, bevor wir die I-75 zur 59 nahmen. Ich fuhr ihn direkt nach Hause, da er sehr müde war. Er war glücklich, wieder in seinem eigenen Bett in Utica zu sein und schlief innerhalb weniger Minuten ein.

Am Freitagmorgen, den 4. Dezember, war Werner wieder im Wil Mar. Die Oldtimer im Wil Mar freuten sich riesig, ihn nach sechs Monaten Abwesenheit wieder zu sehen. Sie umarmten und küssten ihn und hießen ihn willkommen. Er war glücklich, wieder in dem Pflegeheim zu sein, das seit 20 Jahren sein Zuhause war. An jenem Abend rief er Hari Mali an und die beiden beschlossen, am folgenden Tag (meinem Geburtstag), die Pferderennbahn Northville Downs zu besuchen. Werner fragte mich später, ob das in Ordnung sei und ich antwortete, dass ich mich darauf freuen würde aber wünschte, dass er Hari und Carleen meinen Geburtstag nicht verrate. Ich wollte kein Aufhebens darum. Er stimmte zu und meinte, wir würden uns bei Hari an der Kreuzung 12 Meilen-Straße/Greenfield-Straße treffen.

Später erfuhr ich von Bonnie, dass Hari, sobald er gehört hatte, dass ich in Michigan und Werner alleine war, nach Florida flog und einige Zeit bei ihm verbrachte. Hari war ja am Samstag vor Werners Entlassung im Florida Krankenhaus erschienen und hatte erneut versucht, an die Unterschrift für einen 2,5 Millionen Dollar Vertrag zu kommen. Nur über meine Leiche hätte Hari von dem kranken Werner eine Unterschrift erhalten. Ich frage mich, ob Hari während meiner Abwesenheit an Werners Unterschrift gelangt ist, möchte es allerdings bezweifeln, denn selbst als Werner schwer krank war, ging er sehr vorsichtig mit seinem Geld um.

Während Werner unten in Sebring war, passte Bonnie sehr gut auf ihn auf. Sie lud ihn mehrmals zum Essen ein und ihr Sohn Ben spielte mit ihm Schach. Sie hatte Werner und Hari sogar am Thanksgiving-Feiertag bei sich und nach dem Essen spielte Werner wieder Schach. Es gefiel ihm sehr gut bei ihr.

Wie dem auch sei, am 5. Dezember fuhren wir zum Northville Downs und verbrachten eine wunderschöne Zeit. Wir wetteten auf neun Rennen. Wir aßen dort zu Abend, wobei ich als einzige etwas essen konnte. Die anderen drei taten mir so leid. Sie bestellten leichte Speisen und trotzdem blieb das Essen liegen. Carleen hatte Nudeln bestellt und schob sie auf ihrem Teller hin und her, bevor sie sie schließlich zurückgehen ließ. Ich vertilgte mein Essen und auch noch das von Werner. Wir hatten jeder etwa 10 Dollar verloren, außer Hari, der bei einem der Rennen eine Glückssträhne hatte und am Ende mit mehr Geld nach Hause fuhr.

Spätabends erzählte Werner Carleen, dass ich einen sehr schönen Geburtstag gehabt habe. Carleen war sauer auf Werner, dass er es ihr nicht vorher gesagt hatte, sie hätte mir nämlich gerne eine Kleinigkeit geschenkt.

Hari ging hinaus um das Auto zu holen und wir trafen uns dann am Ausgang - allerdings erst viel später, da Werner noch auf ein weiteres Rennen setzen wollte. Ich war froh darüber, da er mit Sicherheit nicht mehr dazu kommen würde, zumindest nicht in diesem Leben. Hari war ein wenig verschnupft, so lange mit laufendem Motor gewartet zu haben. Auf dem Heimweg hatte Carleen große Schmerzen. Sie hielt sich die Seiten, damit ihre Innereien vom Fahren nicht zu sehr durchgeschüttelt wurden. Werner saß auf dem Beifahrersitz mit dem Kopf nach hinten gelehnt, da ihm vom Fahren übel war. Er schrie Hari wegen seines ruckhaften Fahrens an. (Es war wirklich schlimm.) Haris Fahrstil macht mich noch nervöser als Werners, da Hari schon mehrere Unfälle hatte und sogar einen während eines Urlaubs, bei dem sich das Auto mehrmals überschlug.

Wir kamen nach Mitternacht bei Hari an. Werner verabschiedete sich schnell, er war erschöpft und wollte nach Hause und ins Bett. Er stieg in seinen grauen Lincoln und begann dann mich anzuschreien, ich solle gleichmäßig fahren, nicht ruckartig, keine schnellen Kurven, kein schnelles Anhalten oder Anfahren. Ich sagte einfach nur ja, ich wusste, dass es ihm übel war. Der Weg nach Hause verlief glatt. Das letzte Mal war er heimgefahren. Wir waren in die richtige Richtung losgefahren, aber ich hatte dies in Frage gestellt und am Ende fuhren wir Richtung Süden statt Richtung Norden und kamen bald auf die I-696, was zwar ein Umweg war, aber wahrscheinlich schneller und einfacher nach Hause führte. Jetzt nahm ich wieder die I-696, eben weil dies eine schnelle und einfache Strecke ist. Werner war ziemlich krank und schlief fast den ganzen Weg. Anders als beim letzten Mal hatten wir nun keine Probleme und schafften es ohne fremde Hilfe und ohne Unterbrechung nach Hause. Werner ging sofort ins Bett, total erschöpft. Aber er sagte noch ein paar Worte über den schönen Tag und wie krank

Carleen war, bevor er einschlief. Der Sonntag verlief geruhsam und ohne besondere Ereignisse. Werner blieb fast den ganzen Tag im Bett, da er müde war. Später am Tag teilte er mir mit, dass er am nächsten Tag einen Termin bei Dr. Rocher im Beaumont Ärztehaus in Royal Oak hatte. Ich sagte, dass ich ihn begleiten würde und er fand das gut.

Wir fuhren morgens zur Nierenklinik und erreichten diese noch vor 10 Uhr. Drei Patienten, die kürzlich erst Transplantate erhalten hatten, saßen dort mit Atemmasken zum Schutz vor Krankheitserregern. Werner war sehr daran interessiert, auch auf die Transplantationsliste zu kommen, da er es für gut hielt. Er besprach dies mit Willy Fichter, dem Mann seiner Kusine Helga, der ein Transplantat erhalten hatte. Willy berichtete über seine Dialyse und die Transplantation. Werner wollte alles genau wissen und wurde ein wenig optimistischer, was die Zukunft anging. Er war richtig wütend auf mich, als ich seine Prostataprobleme ansprach. Man wollte ja eine Ultraschalluntersuchung seiner Prostata machen, um Krebs auszuschließen. Der Arzt hatte ihm erklärt, dass, sollte er Krebs haben während er Prednisone einnahm, der Krebs sich wie ein Lauffeuer ausbreiten würde. Daher wollte man einigermaßen sicher gehen, dass sein Körper krebsfrei war. Werner machte ein Riesentheater wegen des Prostatatests und sagte, er würde ein Schriftstück unterschreiben und sie damit von jeglicher Haftung entbinden. Der Arzt weigerte sich. Er erklärte, dass die Tests eine stark vergrößerte Prostata und drei Knoten nachgewiesen hätten und man abklären müsse, ob diese Knoten gut- oder bösartig seien, bevor Werner auf die Transplantationsliste gesetzt werden könne. Werner sagte, sie könnten weitere Prostatatests vergessen, es sei einfach lächerlich. In diesem Fall stimmte ich Werner zu. Sein Herz war in so schlechter Verfassung, man hätte sowieso nicht an der Prostata operieren können.

Werner hatte seit dem 17. November keine Dialyse mehr. Der Arzt war sehr besorgt und wollte mithilfe einer Blutuntersuchung feststellen, wie schlecht es Werner nach 24 Tagen ohne Dialyse ging. Werner hatte an jenem Morgen einen Bluttest von Preferred Labor im Pflegeheim machen lassen und wartete noch auf die Ergebnisse. Er hatte vom 17. November bis zum 7. Dezember sein Gewicht genau beobachtet und war froh, dass er in diesen drei Wochen nicht viel zugenommen hatte.

Während wir in der Arztpraxis waren, riefen wir mehrmals erfolglos das Preferred Labor wegen Werners Bluttest an. Man sagte uns jedes Mal der Test sei noch nicht fertig. Der Arzt und seine Assistenten wollten erneut Blut abnehmen und es ins Beaumont Labor schicken, aber Werner weigerte sich und sagte, dass die Ergebnisse vom Preferred Labor eher da sein würden. Die Krankenschwester sagte, dass das Labor in Beaumont die Ergebnisse in weniger als einer Stunde liefern würde. Werner war an jenem Tag aber richtig schön stur. Er würde auf das Ergebnis von Preferred warten. Also riefen wir immer wieder an, bis sie total genervt waren. Wir landeten bei zwei verschiedenen Vorgesetzten und trieben sie fast in den Wahnsinn. Wir saßen auch über die Mittagszeit da und warteten auf den Befund. Dr. Rocher war auch geduldig aber angespannt. Er erklärte Werner, dass er dringend zur Dialyse müsse, da die Nieren fast ganz aufgehört hatten zu arbeiten und fast keinen Urin mehr produzierten.

Das Ergebnis des Bluttests kam schließlich nach 14 Uhr. Junge, was war es schlecht. Der Blutharnstoffwert lag bei 256, der Kreatinwert bei über 12. Werner wurde blass. Ein Blutharnstoffwert von 100 ist bereits ein Warnsignal und Kreatinwerte über 7 sind sehr hoch. Dr. Rocher sah sich den Test an und sagte zu Werner, er könne sich schon mal auf den Weg zum Beaumont Krankenhaus machen und sich aufnehmen lassen. Wir baten um ein Privatzimmer. Man hatte gerade keines frei, wollte sich aber bemühen.

Ich fuhr ihn in seinem braunen Rollstuhl hinüber zum Krankenhaus zur Aufnahme. Man brachte ihn in eines der Aufnahmebüros und fragten nach Krankenversicherung etc. Dieses Mal fielen ihm alle Antworten leicht. Wir regten uns auf, dass sie kein Privatzimmer hatten und plötzlich, als ich fast soweit war, dass ich Werner wieder mit nach Hause genommen und es am nächsten Tag noch einmal versucht hätte, trieb die Sekretärin auf einer anderen Station ein Privatzimmer für ihn auf. Sie riefen Dr. Rocher herbei und er genehmigte das Zimmer, obwohl es nicht Teil der Nierenstation war. Nachdem Werner also mit den Formularen fertig war, wurde er auf ein Zimmer im 7. Stock des Beaumont Royal Oak Krankenhauses gebracht. Er sollte am nächsten Morgen einen Katheter in die Vena Subclavia gelegt bekommen und anschließend mit der Dialyse beginnen. Werner verstand, dass Dr. Frikker den Katheter legen würde und war damit einverstanden. Aber am nächsten Morgen kam ein unerfahrener junger Arzt ins Zimmer und sagte, er würde den Katheter alleine legen. Werner spielte verrückt. Er hatte nicht die Absicht, einen jungen Typen, der gerade mal aus den Windeln heraus war, an ihm herumschneiden und einen Katheter legen zu lassen, insbesondere nicht nachdem er die Informationen über die schrecklichen Folgen gelesen hatte, zu denen es kommen kann, wenn ein Katheter nicht richtig gelegt wird.

Werner brüllte, dass ihm Dr. Frikker versprochen worden war und er nur ihn wolle. Dr. Frikker operierte jedoch den ganzen Tag und hatte an jenem Dienstag keine Zeit, den Katheter zu legen. Werner war außer sich. Dr. Frikker ließ ihn dann für den Mittwochnachmittag einplanen, für den Shunt im Arm und den Subclavia-Katheter. Das stellte Werner zufrieden. Sein Nephrologe war allerdings nicht begeistert, da die Blutharnstoff- und Kreatinwerte jenseits der lebensbedrohlichen Grenze lagen. Aber die Dialyse war nun mal ohne den Katheter in der Vena Subclavia nicht möglich.

Werner stampfte auf, schimpfte und schrie bei der Vorstellung, einen unerfahrenen Arzt den Katheter legen zu lassen. Dr. Messina was sehr geduldig mit ihm, obwohl Werner ihn fast in den Wahnsinn trieb. Dr. Messina und mehrere andere junge Ärzte hatten wiederholt verbale Ringkämpfe mit Werner bei dem Versuch, den Katheter zu legen und damit sein Leben zu retten. Nein. Er bestand auf Dr. Frikker.

In der Nacht zum Mittwoch benahm sich Werner wie eine Katze auf dem heißen Blechdach. Er war total unruhig, zuckte und schlief kaum, weil er sich so aufregte. Dann war er empört, dass er kein Frühstück bekam, obwohl die Operation doch erst für den

Nachmittag angesetzt war. Dann hatten wir einen handfesten Streit, weil er nicht duschen wollte sondern sich nur ausruhen. Er machte so ein Theater, dass er uns fast verrückt machte mit dem ganzen Geschrei und Gefluhe. Plötzlich entdeckte ich Speck und Salatblätter auf dem Fensterbrett verstreut neben dem gemischten Salat, den ich am Vorabend nicht hatte aufessen können. „Werner, hast du von dem Salat gegessen?“ „Ja, ich hatte verdammt Hunger.“ „Wann hast du den Salat gegessen?“, fragte ich (es war nun etwa 12 Uhr mittags). „Oh, ungefähr vor einer Stunde. Ich hatte nur die Gurkenscheiben, das dürfte kein Problem sein,“ antwortete Werner. Ich dachte ein Zeitlang darüber nach und beschloss dann, doch besser die Schwestern zu informieren, da er zwei bis drei Stunden nach dem Essen der Gurken operiert werden sollte. Also sagte ich Bescheid. Die Schwestern informierten den Arzt. Der Arzt überlegte und beschloss dann, die Operation abzusagen. Werner war wütend auf mich, erstens, weil ich ihn verraten hatte und zweitens, weil ich den Salat auf dem Fensterbrett hatte stehen lassen, wo er an ihn herankommen konnte. Ich antwortete ihm, dass es mir nicht in den Sinn gekommen war, meinen Salat zu verstecken, da er ja schließlich ein erwachsener Mensch sei, der wisse, dass man vor einer Operation nichts essen dürfe. Aber nein, es war alles meine Schuld. Er war außer sich vor Wut, dass die Operation abgesagt wurde.

Nun hatten wir ein großes Problem, da ohne Katheter keine Dialyse möglich war. Werner wurde von der gesamten Belegschaft der Nephrologiestation bestürmt, die ihm eindringlich erklärten, es sei ein Notfall und er müsse sich den Übergangskatheter in die Vena Subclavia legen lassen. Einer der jungen Ärzte wurde aus Werners Umgebung entfernt, weil er einen Bart hatte und „Bartmänner“, wie Werner sie nannte, ihn verrückt machten. Der neue junge Arzt war sehr sauber und ordentlich, sprach mit leiser Stimme und vermittelte seinen Patienten daher ein gewisses Gefühl der Sicherheit und des Wohlbefindens. Er war schließlich der Richtige für Werner. Er wehrte sich nicht mehr und stimmte zu, sich von diesem Arzt den Katheter legen zu lassen. Es wurden also alle blutrünstigen medizinischen Werkzeuge in das Zimmer gebracht, ich wurde hinausgeworfen und innerhalb von 10 oder 15 Minuten war der Eingriff vorbei und Werner war bereit für die erste Dialyse. Er war ruhiger, zumindest bis jemand von der Röntgenabteilung kam und eine Aufnahme von dem Katheter machen wollte um sicherzustellen, dass er nicht in der Lunge saß. Werner hatte Angst vor dem Röntgen und regte sich wieder auf. Ohne Röntgen keine Dialyse. Nach etwa fünf Runden gab Werner auf und ein Röntgengerät wurde in sein Zimmer gefahren. Der Katheter saß an der richtigen Stelle und die Dialysestation wurde benachrichtigt, dass man bereit sei. Zwei unordentlich aussehende Typen kamen und sagten zu Werner, dass sie ihn zur Dialyse bringen würden. Werner und ich waren von ihrem Aussehen angeekelt. In Florida trug das Transportpersonal blaue Hose, weißes Hemd und Krawatte und sah sehr gepflegt aus. Auf der Dialysestation wurde Werner an das letzte Gerät angeschlossen. Ich saß neben ihm und las ein Buch von Andrew Greeley. Während der Dialyse kam der Abgeordnete unseres Staates herein, Dave Jaye. Werner freute sich ihn zu sehen und erzählte ihm, dass wir im August geheiratet hatten. Dave gratulierte uns und sagte, dass er und Sharon Schramkowski im März heiraten würden. Er lud uns ein. Nachdem er eine Zeit lang mit Dave gesprochen hatte, sagte Werner plötzlich zu mir, dass es ihm übel sei. Im Florida Hospital hatten wir dieses Problem nie, da man dort die Patienten viel besser überwachte, Blutdruck und andere Werte maß und ständig die Flüssigkeitszufuhr usw. regulierte. Aber hier ließen sie die Patienten einfach liegen. Erst wenn es Probleme gab rannten sie

herum wie kopflose Hühner und versuchten, den Patienten wieder zu stabilisieren. Diese philippinischen Krankenschwestern handelten meiner Meinung nach kriminell fahrlässig. Sie verbrachten die meiste Zeit hinten im Raum, wo sie zusammen standen und sich in ihrer Sprache unterhielten, ohne auf ihre Patienten zu achten. Die Patienten waren alle wie in einer Notaufnahme aus dem Zweiten Weltkrieg aufgereiht und die Schwestern kamen nie um Blutdruck zu messen oder sich um ihr Befinden zu kümmern. In Florida waren die Dialyseschwwestern ständig in Bewegung und überprüften alle Patienten. Hier nicht. Keine Schwester bewegte sich, bis ein Patient Schwierigkeiten hatte. Die Behandlung war doch so schlimm für die Patienten, sowohl körperlich als auch psychisch! Diesen ausländischen Krankenschwestern war das völlig egal.

Die Schwester gab Werner dann eine Brechschüssel aber diese Idiotin machte sich nicht die Mühe, seinen Blutdruck zu messen. Ich erfuhr später, dass zu niedriger Blutdruck die Übelkeit auslöst und in diesem Fall sofortige Gegenmaßnahmen zu ergreifen sind. Ein paar Minuten später kam es zu einer lebensbedrohlichen Krise und sie bearbeiteten Werner wie bei einem Großeinsatz. Werner befand sich in einer solchen Notlage, dass er gerade zu den Schwestern sagen wollte sie mögen ihn doch nicht sterben lassen, doch dann erkannte er, dass ich sie zum Handeln antrieb. Langsam ging es ihm dann besser, seine Sehkraft normalisierte sich und er konnte sich weiter mit Dave Jaye unterhalten. Dave brachte mir ein Buch von Andrew Greeley von der Washington-Bibliothek „Die Suche nach Maggie West“, ein Buch, das kurz vor Werners Dialyse in Orlando aus meiner Wohnung verschwand.

Nun kam die zweite Folge der unheimlichen Geschichten. Meine Brille, die auf einem Tisch neben Dave und mir lag, verschwand auf einmal, ohne dass jemand in der Nähe gewesen wäre. Dave sah in seinen Sachen nach, sie war nicht da. Ich sah meine Habseligkeiten durch, keine Brille. Ich fragte die gesamte Belegschaft, die mich darauf aufmerksam machte, dass außer mir keiner da gewesen war. Diese Brille tauchte nie wieder auf. Ich musste mir von Peggy eine alte Brille mit der falschen Linsenstärke bringen lassen, die ich solange trug, bis ich mir bei PACE ein paar neue kaufen konnte.

Die gesamte Woche auf der Dialysestation im Beaumont-Krankenhaus war der reinste Horror im Vergleich zu dem positiven Erlebnis, das wir im Florida-Krankenhaus gehabt hatten. Immer wieder wurde Werners Blutdruck vernachlässigt und er hatte eine Krise nach der anderen. Ein Mal fiel der Blutdruck auf 53 zu 43 und ich dachte, man würde ihn umbringen. Werner war sich sicher, dass er am Sterben war, so elend fühlte er sich. Er kotzte sich die Seele aus dem Leib und vor seinen Augen verschwamm alles, dann wurde ihm schwarz vor Augen. Als ich ein Riesentheater machte wurde es wieder besser, weil man dann etwas unternahm. Als ich von dieser Art Krisenbehandlung genug hatte bestand ich darauf, dass ihm eine Blutdruckmanschette angelegt wurde, so eingestellt, dass sie alle 15 Minuten den Blutdruck maß. Das funktionierte sehr gut. Ich beobachtete den Blutdruck, regte mich fürchterlich auf und trommelte alle zusammen, sobald er zu niedrig wurde. Damit hörten diese Ohnmachtsanfälle und das Sich-Übergeben auf.

Die Situation in der Krankenhausabteilung glich einer Kampfstätte. Das Personal behandelte Werner ohne Würde und Respekt und das funktionierte mit ihm einfach nicht. Er revanchierte sich und bevor man es sich versah, fand ein eskalierender Brüllwettbewerb statt. Als er den Knopf der Gegensprechanlage drückte, nachdem ihn irgend so ein 20-jähriger Besserwisser auf die Palme gebracht hatte, schrie er nur noch hinein. Ich bin mir sicher, dass man am anderen Ende gar nichts verstehen konnte. Einige Schwestern, die ihn mit Respekt behandelten, kamen sehr gut mit ihm aus und erlebten ihn als freundlich und sympathisch.

Irgendwann hatten wir dann die Pflegedirektorin und mehrere Vorgesetzte in Werners Zimmer, die versuchten, die Situation zu entschärfen. Ich erklärte sowohl ihnen als auch den Beauftragten für Schadensbegrenzung, die ebenfalls auf sein Zimmer kamen, dass er schwerst krank sei und sich große Sorgen mache, bald sterben zu müssen aber nicht mit Würde und Respekt behandelt werde. Außerdem habe Werner Zeiten, in denen er phantasierte, zumindest bis die Gifte in seinem Körper unter Kontrolle waren. Ich sagte der Pflegedirektorin, ihre Belegschaft benötige dringend eine Schulung über die Behandlung verängstigter, zorniger und manchmal phantasierender Patienten, und dass streiten und zurückschreien ganz sicher nicht angebracht seien.

Werner hatte ein Delirium, das mich richtig schaffte, obwohl es eigentlich interessant war. „Du musst mir eine Zugfahrkarte kaufen,“ sagte er zu mir. Zugfahrkarte, dachte ich, wo sollen wir denn hin, wo er doch so krank ist und gerade erst mit der Dialyse anfängt. „Was für eine Zugfahrkarte?“ fragte ich ihn. „Nach morgen!“ Nach morgen? „Warum willst du eine Zugfahrkarte nach morgen?“ „Weil ich diese Uhr jetzt lange beobachtet habe und die Zeiger bewegen sich einfach nicht. Wenn ich von heute weg will, dann brauche ich eine Fahrkarte nach morgen.“ „Ich glaube nicht, dass ich eine Fahrkarte nach morgen beschaffen kann,“ sagte ich sanft zu ihm. „Dann kaufe eine nach Buffalo!“ trug er mir auf. Ich rannte ins Bad, drehte das Wasser auf und betätigte die Toilettenspülung, damit er mich nicht hören konnte, und brach in Tränen aus. Nachdem die Wahnvorstellung vorbei war erzählte ich Werner, was er gesagt hatte und was ich unternommen hatte, um mein Weinen vor ihm zu verbergen. „Ich möchte nicht, dass du weinst,“ antwortete er. „Ich möchte, dass du glücklich bist.“ Ja, klar, mein geliebter Mann ist schwer krank und hat solch schlimme Schmerzen, dazu diese vielen streitlustigen, unfähigen Krankenschwestern, dann noch tagelang keinen Schlaf für uns beide, und da soll ich glücklich sein? Wohl kaum.

Ein weiteres Delirium, das Werner in Beaumont hatte, war unheimlich. Er sagte plötzlich zu mir: „Ich habe dich geheiratet. Damit bist du meine Königin!“ Er wiederholte dies über die nächsten Tage mehrmals. Das erinnerte mich an die Frau des Richters, die 1981 Werner zum ersten Mal sah und dabei ein übersinnliches Erlebnis hatte. Sie sagte damals: „Dieser Mann war einst Wilhelm, der Eroberer der Normandie und Englands.“ Später an dem Tag, an dem er mich seine Königin genannt hatte, sagte Werner zu mir: „Du solltest mich eigentlich mit ‘Mein Herr’ ansprechen, weißt du.“ Zu diesem Zeitpunkt war er bereits wieder im Delirium und hatte einen Fuß in dieser Welt und den anderen in der

nächsten. Die Frage drängte sich mir aber auf, ob er sich im Delirium an Bruchstücke eines früheren Lebens erinnern konnte. Ich hatte am letzten Tag seiner Aufbahrung frühmorgens ein ähnliches Erlebnis. Bevor die Feierlichkeiten begannen und während ich noch allein mit ihm war, sah ich plötzlich einen riesigen kegelförmigen Lichtstrahl, die größere Seite oben, die kleinere genau über mir, Druck auf meinen Kopf ausübend. Eine große Ehrfurcht überkam mich. Eine Stimme sagte: „Er war wahrlich ein König.“ Meine Knie gaben unter dem Gewicht auf meinem Kopf dann fast nach.

Als die grüngerleideten Krankenpfleger kamen um Werner abzuholen, sagte er zu sich selbst: „Hier kommen die Totengräber.“ Rückblickend habe ich jetzt das Gefühl, dass Werner wohl meinte, dass die Chancen für ihn schlecht stünden, dieses Krankenhaus lebend zu verlassen. Auf dem Weg von seinem Zimmer zur Dialysestation faszinierten ihn die verschiedenen Fliesen an der Decke. Er zählte die Fliesen, stellte Art und Zustand fest und wie viele davon kaputt oder verfärbt waren. Über die Jahre hatte er zahlreiche Deckenfliesen für seine Pflegeheime, Mietshäuser und sein Haus gekauft, so entstand ein gewisses Interesse an Deckenfliesen.

Das Essen dort war furchtbar, besonders während der ersten paar Tage bis Werner mit der Dialyse begann, da man fürchtete, dass die Gifte epileptische Anfälle auslösen könnten. Er bekam 30 Gramm Protein am Tag und höchstens etwa 1000 Kalorien. Obst und Gemüse konnte man ganz vergessen, da diese gefährlich waren. Wir regten uns derartig über das Essen auf, dass der Arzt schließlich vorschlug, mir eine Liste mit erlaubten Lebensmitteln zu geben. Ich konnte dann anhand der Liste Werners Essen einkaufen gehen.

Eine Heparin-Kanüle wurde in Werners Arm gelegt, da man ernsthaft damit rechnete, dass er jederzeit zu einem ausgewachsenen medizinischen Notfall werden könne. Im Florida-Hospital hatte man das aus dem gleichen Grund auch getan. Sein Zustand war so instabil und gefährlich und man fürchtete, dass noch während der Stabilisierung eine Krise auftreten könne, die nicht unter Kontrolle zu bringen sei. Über seinem Bett befand sich auch ein kompliziert aussehendes Atemgerät, das im Falle einer größeren Krise in den Hals geschoben werden musste.

Rudi und Dinora kamen Werner besuchen und brachten Christopher mit. Der Besuch verlief sehr angenehm. Werner erzählte ihnen, was er so durchmachte und sie sprachen ebenfalls von aktuellen Ereignissen. Dann erzählte er ihnen voller Stolz, dass wir im August in Sebring geheiratet hatten. Sie wussten das noch nicht. Dinora war sichtlich aufgebracht, wurde sehr nervös, sehr traurig und konnte nicht still sitzen oder stehen. Sie ging dann mit Christopher in die Kapelle um für Werner zu beten während Rudi zurückblieb und sich mit Werner unterhielt.

Werners Operation war auf den Montagnachmittag verlegt worden. Am Freitag, gleich nach dem Abendessen, kamen Hari und Carleen Mali Werner besuchen. Alles war nett und schön, bis Hari mir plötzlich eine direkte Frage stellte, bei der es darum ging, dass

ich bis zum 31. Dezember 60.000 Dollar für das Wil Mar zu erhalten hatte. Werner bat Hari dann erneut das Geld auszuspucken, da Haris Kredit längst überfällig war und Wil Mar das Geld nun selbst würde aufnehmen müssen. Hari sagte, er würde das Geld am 12. Januar haben. Werner entgegnete, wir bräuchten es am 31. Dezember, damit Wil Mar es für den Ausgabenbericht 1991 gutgeschrieben bekäme. Hari explodierte und begann einen Riesenstreit mit Werner, beleidigte und beschimpfte ihn, und sagte, dass Werner noch nie auch nur irgendetwas für ihn getan und ihn bei dem Geschäft mit dem St. Anne 1984 betrogen hätte. Hari war mittlerweile aufgestanden und tanzte im Zimmer herum. Werner fand dieses Verhalten widerlich und sagte Mali in ruhigem Ton, dass er jetzt besser gehe. Carleen hatte große Schmerzen und war über den Streit zwischen Werner und Hari sehr aufgebracht. Sie verließen das Zimmer schließlich in mieser Stimmung.

Werner war sehr sauer auf Mali und meinte, dass es aus sei und sie nie wieder Freunde sein könnten. „Dieser undankbare Mistker!“ war sein Kommentar. Aber er war zu krank um sich länger mit Hari beschäftigen zu können, außerdem machte er sich große Sorgen wegen der bevorstehenden Operation am Montag, den 14. Dezember 1992.

Wir sahen in jener Woche viel fern und genossen es, die Sendungen des Kabelfernsehens anzuschauen und zu diskutieren. Werner hatte Probleme, den Ton durch die Lautsprecher im Kissen zu hören, außerdem war er in den vergangenen eineinhalb Jahren doch recht schwerhörig geworden. Aber er spielte mit dem Knopf für die Lautstärke und der Position der Lautsprecher, bis sie so eingestellt waren, dass er das Meiste hören konnte.

Werner hatte einen ernsten Panikanfall in seinem Zimmer. Er zog die Stirn kraus, dachte nach, und sagte dann: „Ich kann mich nicht an mein Hochzeitsgelübde erinnern! Ich muss es wieder lesen und neu auswendig lernen.“ Und er meinte es ernst. Dieses Gelübde war ihm wichtig. Wenn ich nun an dieses Gelübde zurückdenke, dann tue ich dies mit einer gewissen Verlegenheit, denn er hatte versprochen mich zu beschützen, und ich zu gehorchen, aber auf Grund der Schwere seiner letzten Erkrankung verbrachten wir die meiste Zeit unserer Ehe damit, dass ich ihn beschützte und er mir gehorchte, um so sein Leben möglichst zu verlängern.

Die ganze Woche über stritten wir wegen des Duschens, da Werner duschen hasste und gegen Badewasser allergisch war. Die jungen Pfleger bestanden darauf, dass er badete, was sich zu einem den ganzen Tag währenden Kampf auswuchs. Ich duschte ihn hauptsächlich deswegen, damit im Krankenhaus Ruhe herrschte. Meistens saß er friedlich auf dem Hocker und ließ sich von mir von Kopf bis Fuß waschen. Ich mochte sein frisch gewaschenes, flauschiges Haar, was ich die letzten vier Jahre selten gesehen hatte.

Am Abend vor der Operation wurde noch einmal das Blut untersucht. Die Kaliumwerte waren so hoch, dass es zum Herzstillstand hätte kommen können. Man brachte eine ganze Flasche Kaoxylat und sagte zu Werner, er solle dies trinken, da dieses Zeug das Kalium im Blut bindet und es dem Körper ermöglicht es auszuschcheiden. Nun, Werner

war es wegen der Gifte in seinem Körper wieder übel und das Kaoxylat machte es noch schlimmer. Ich riet ihm, es in kleinen Schlucken zu trinken und dazwischen etwas zu essen. Es half nichts. Er verzog das Gesicht und sagte er müsse kotzen, also hielt ich ein Becken unter sein Kinn, das er füllte.

Die Krankenschwester rief den Arzt herbei. Dieser meinte, wir müssten das Zeug um jeden Preis in ihn hineinbekommen, sonst käme es zum Herzstillstand. Die Schwester sagte zu Werner, er müsse entweder noch eine Flasche des Mittels trinken oder sie müsse ihm damit einen Einlauf machen. Mittlerweile war Werner erschöpft, ihm war übel und er hörte einfach nicht mehr zu. Er wollte dieses Medikament einfach nicht nehmen. „Werner, verstehst du, dass du stirbst, wenn du es nicht nimmst?“ Es war ihm egal. Er hatte genug. Ich war entsetzt, denn als es ihm noch gut ging hatte Werner gesagt, dass alles Erdenkliche getan werden müsse um sein Leben zu verlängern. Und nun, da eine Flasche mit Medizin das Einzige war, das ihn am Leben erhalten konnte, lehnte er diese ab. Außerdem war er körperlich einfach nicht mehr in der Lage, noch eine Flasche Kaoxylat zu trinken und im Magen zu behalten. Ehrlich gesagt wurde mir schon von dem Geruch des Zeugs übel. Ich hätte es auf keinen Fall trinken und bei mir behalten können, daher wusste ich, dass es Werner mit seinem schwachen Magen erst recht unmöglich war. „Probieren wir es mit dem Einlauf,“ sagte ich zur Schwester. Werner war jenseits der Toleranzgrenze und geistig gar nicht mehr bei uns. Er verschlief die Hälfte. Es machte mich traurig und ängstigte mich sehr an jenem Tag, solch einen großartigen Mann die Flinte ins Korn werfen zu sehen. Zu diesem Zeitpunkt hatte er einfach mehr als er ertragen konnte, mit den femoralen Kathetern, dem vorläufigen Katheter in der Vena Subclavia, den täglichen Dialysen, dem Kampf mit der Belegschaft des Beaumont-Krankenhauses und so weiter. Letztendlich auch noch die Tatsache, dass das Essen ungenießbar war, ganz im Gegensatz zu den Mahlzeiten im Florida-Krankenhaus, die Werner so schmeckten.

Um 3 Uhr morgens hatten wir dann noch mehr Aufregung. Es war so heiß und stickig in dem Krankenzimmer, dass wir kaum atmen konnten. Schließlich hielt Werner es nicht mehr aus, klingelte und beschwerte sich. Der diensthabende Wartungstechniker kam, sah sich die Anlage an und ging wieder. Dann kam er mit Werkzeug zurück und versuchte das Heizungssystem einzustellen, jedoch ohne Erfolg. „Das Ding ist wahrscheinlich gar nicht an den Thermostat angeschlossen,“ meinte er. Nachdem er eine Stunde lang daran herumgebastelt hatte, gab er auf und brachte einen Ventilator ins Zimmer, den er auf ein Schränkchen stellte und direkt auf Werner richtete. Das tat Werner gut. Er konnte jedoch immer noch nicht einschlafen und war sehr gereizt und unruhig. Er bat mich dieses und jenes für ihn zu tun, was ich auch tat. Aber um 4 Uhr war ich dann am Ende, da dies die zweite Nacht für uns beide war, in der wir kaum schliefen und ich konnte einfach nicht mehr. Ich sagte ihm dies. Ich war so erschöpft, ich konnte mich gar nicht mehr bewegen und ich brauchte dringend ein paar Stunden Schlaf. Er fühlte sich mies und hielt mich für gemein, ihn im Stich zu lassen. Er rief das Pflegeheim an und sagte er bräuchte Vollzeit-Betreuung für sich im Krankenhaus. Brandy, die Nachtschwester, bot sich an zu kommen und bei ihm zu sitzen, da noch eine zweite Schwester im Dienst war. Sie fuhr also herüber zum Beaumont-Krankenhaus, kam um 4.45 Uhr an und brachte den

Nachtwächter dazu, sie hinein zu lassen. Sie ging auf die Station, auf der Werner lag, fand die Nachtbelegschaft und stellte sich vor, dann kam sie in Werners Zimmer. Dies war das erste Mal, dass Werner und ich sie sahen und wir mochten sie. Ich vergrub mich in meinem Sessel und versuchte zu schlafen. Werners Füße und Beine taten ihm sehr weh, daher rieb Brandy sie über 15 Minuten lang gründlich mit Lotion ein. Das tat ihm gut, denn erstens ließen damit die Schmerzen in seinen Beinen und Füße nach, und zweitens spielte jemand für ihn Mutter, was ihm das Gefühl gab, geliebt und umsorgt zu sein. Da entspannte er sich und schlief ein, wenn auch unruhig. Ich versuchte krampfhaft, auch etwas Schlaf zu bekommen. Brandy, die nichts mehr zu tun hatte, nahm mein Buch und begann beim Licht einer Taschenlampe zu lesen. Ich hörte das ständige Rascheln der Seiten beim Umblättern, was mir wahnsinnig auf die Nerven ging. Auf einmal war es 8 Uhr morgens und Brandy machte sich bereit zu gehen, ich muss also wohl doch ein paar Stunden geschlafen haben.

Kurz bevor ich einschlief war noch die Nachtschwester ins Zimmer gekommen, die sehr auf Werners Bedürfnisse einging. Sie war beleidigt und verletzt, da sie das Gefühl hatte, eine Privatschwester im Zimmer sei ein Hinweis auf die Pflege, die sie Werner zuteil werden ließ. Werner bestätigte ihr, dass sie sehr wohl sofort auf sein Klingeln geantwortet hätte, dass sie ihm aber nicht die gleiche Aufmerksamkeit schenken könne wie eine Privatschwester. Das beruhigte sie ein wenig, wenn auch nicht viel.

Während Brandy sich verabschiedete, kam Rob Muehleisen herein, bereit, nun seine Schicht zu beginnen. Er fuhrwerkte um Werner herum, schüttelte die Kissen auf, zog die Laken glatt, usw. Als Rob etwa eine Stunde da war, wurde Werner zur Dialyse geholt. Werner sagte, Rob könne nun zum Wil Mar zurückgehen, da er die nächsten drei Stunden in der Dialyse sei und anschließend operiert würde. Ich fühlte mich beim Frühstück richtig schuldig, da Werner wegen der Operation fasten musste, aber zum Glück döste er und musste mir nicht beim Essen zusehen.

Mir fiel in dem kleinen Zimmer die Decke auf den Kopf, daher fragte ich Werner, ob es ihm etwas ausmache, wenn ich auf der gegenüberliegenden Seite des Krankenhauses einkaufen ginge. Er meinte, das sei in Ordnung, es sei sowieso Zeit für ein Schläfchen. Ich machte also einen Einkaufsbummel, ging zu Penny's, zum Bekleidungshaus Fashion Bug Plus und zu Woolworth. Ich kaufte zwei richtig schöne Nachthemden aus Baumwolle im Fashion Bug, ein rosanes und ein mintgrünes. Sie waren groß, bequem, leicht und luftdurchlässig. Ich kaufte diverse Kleinigkeiten bei Woolworth, einschließlich einer Zahnbürste, Zahncreme und Kamm, da ich nicht darauf eingestellt gewesen war im Krankenhaus zu bleiben und daher nichts mitgenommen hatte. Später brachte mir die Belegschaft vom Wil Mar, hauptsächlich Peggy, saubere Kleidung, da ich nicht so viel neu kaufen wollte. Edna ging im blauen Haus durch meine Schubladen und packte Sachen in ihren eigenen Koffer. Peggy kam uns mehrere Male besuchen und brachte bzw. holte Sachen. Sie musste sogar zur Post in die Innenstadt fahren, weil Werner mit der Miete für das Postfach vier Monate im Verzug war und die ganze Post wieder an die

Absender zurückging. Werner war sehr ärgerlich. Weil er so krank und so lange in Florida war, hatte er vergessen, das Postfach in Detroit zu bezahlen.

Am 15. Dezember, als Werner mitten im größten Chaos steckte, sagte er plötzlich: „Oh verdammt, ich habe vergessen, die Hypothekenzahlung für das Comerica St. Anne zu leisten, und jetzt muss ich Strafzins zahlen! Sch...!“

Wir bekamen eine dritten oder vierten Besuch von der Seelsorge, ich wusste schon nicht mehr genau, wie viele es gewesen waren. Werner hatte ein paar Tage vorher den evangelischen Pfarrer aus seinem Zimmer geworfen, und das nicht gerade auf die vornehme Art. Die junge Frau mit dem laschen Charakter duldete er, aber so richtig beeindruckt war er von ihr nicht. Er schlief mitten in ihrem Vortrag ein. Nun hatten wir eine Frau, die nur so tat als sei sie von der Seelsorge, in Wirklichkeit war sie von der Abteilung für Schadensbegrenzung, da Werner mittlerweile aus vollem Halse ankündigte, das Krankenhaus zu verklagen. Er brüllte mich an, ich solle die Telefonnummer des Anwalts Sam, der im Fernsehen Werbung machte, aufschreiben, denn er wollte, dass dieser die Klage führte. „Ruf Sam an!“ schrie Werner mich und die Belegschaft des Wil Mar über Telefon an. Werner machte auch diese Frau fertig.

Während Werner auf die Operation wartete und voll nervöser Energie steckte, rief er alle möglichen Leute an. Er telefonierte mit Peggy im Pflegeheim und sagte, sie solle Sam anrufen, da er das Krankenhaus verklagen wolle. Peggy hieb in die gleiche Kerbe und erzählte Werner, dass es noch drei weitere Anwälte gäbe, die im Fernsehen Werbung machten und fragte, ob sie diese auch anrufen solle, damit sie das Krankenhaus verklagen könnten. Werner fand diese Idee großartig. Peggy sagte ihm auf welchen Sendern diese Anwälte zu sehen seien. Danach rief Werner Bill West von der Barnett Bank in Sebring an. Außerdem wählte er die Nummern der Firma Bernstein, Morris und Brown, und versuchte auch Steve Feldman zu kontaktieren. Keiner von ihnen war erreichbar und er hinterließ seine Rufnummer im Krankenhaus, damit sie zurückrufen konnten.

Werner war erschüttert als er hörte, dass Larry Brown nicht mehr für diese Firma tätig war. Und er ärgerte sich darüber, wie kalt ihm dies mitgeteilt wurde, ohne das geringste Interesse ihm weiterzuhelfen. Er versuchte, Larrys Telefonnummer von der Auskunft zu bekommen, jedoch ohne Erfolg. Er war sauer und rief die Firma noch einmal an, um an die Nummer zu kommen, ebenfalls ohne Erfolg. Man sollte meinen, dass diese alberne Steuerkanzlei Larrys Anrufe an einen der Seniorchefs weiterleiten würde statt die Klienten zu vergraulen. Sie hatten wohl zu viele und konnten sich nicht um alle kümmern. „Ich will Larry, sonst gehe ich zu Cooper und Lybrand,“ sagte Werner, als er die Firma zurückrief. „Das wird sie mobil machen,“ sagte Werner zu mir. „Ich wette, Brian wird gleich zurückrufen.“ Das tat er nicht. Niemand von dieser Firma rief an jenem Tag zurück.

Bill West von der Barnett Bank rief allerdings an, gerade als Werner mit dem fahrbaren Patientenbett geholt wurde. Das Telefon klingelte. Eine besserwisserische, ältere

Krankenschwester ging ran und sagte zu Bill, dass Werner nicht ans Telefon kommen könne, da er auf dem Weg zu einer Operation sei. Werner wollte wissen, wer der Anrufer sei. Die Schwester wollte auflegen. Ich wusste, wie wichtig dieser Anruf war. Werner versuchte nämlich, einen neuen Kredit aufzunehmen, und ich konnte hören, dass Bill am Apparat war und sagte Werner dies. Ein erstklassiger Kampf um das Telefon begann zwischen Werner und der Krankenschwester. Er riss ihr den Hörer aus der Hand und beschimpfte sie. Er war sehr aufgebracht, er wollte nicht, dass Bill West von seiner Operation erfuhre, weil er befürchtete, dies könne ein Hindernis für den neuen Kredit darstellen. Bill West war sehr nett und sprach etwa drei bis vier Minuten mit Werner. Die alte Krankenschwester bekam einen Tobsuchtsanfall. Sie sagte dem Pfleger mit dem fahrbaren Bett, er könne wieder gehen. Sie würde dem Arzt erklären, dass Werner sich geweigert habe und dass die Operation abgesagt werden müsse. Der Pfleger wollte lieber Werner entgegenkommen als dieser alten Schachtel, daher blieb er einfach dort stehen und wartete geduldig, bis Werner mit seinem Telefonat fertig war. Die alte Schwester schnappte sich Werners Kartei und begann voller Wut ihre Version dieses neuesten Krachs schriftlich festzuhalten. Bill West beendete die Unterhaltung, dann war Werner auf dem Weg nach unten zum OP.

Dann wieder der gleiche Kampf, den wir schon die ganze Woche ausgetragen hatten. Werner lag da mit einem Krankenhaushemd bekleidet, welches auf Brust und Bauch zusammengeknüllt war und nicht bedeckte was es bedecken sollte. Werner weigerte sich, ein Laken über sich breiten zu lassen, weil es ihm darunter zu heiß war. Die Schwestern fingen an zu kreischen, dass er keinesfalls so den Korridor entlang gefahren werden könne und schon wieder brach ein so richtig lustiger Streit aus. „Sie können so nicht den Flur entlang gefahren werden!“ kreischte eine empörte Schwester. „Warum nicht?“ fragte Werner lakonisch. „Weil im Flur Frauen sind und die dürfen Sie nicht so unbedeckt sehen!“ „Warum nicht?“ „Weil das unanständig ist, deswegen!“ „Och, die können doch einfach woanders hinschauen,“ meinte Werner. Die Schwester ging vor Frust und Zorn fast an die Decke. Als ich der Meinung war, dass Werner nun genug Spaß gehabt hatte und das Geschrei weit genug gegangen war, mischte ich mich ein, indem ich einfach zu Werners Liege ging und die Laken glatt strich. Ich zog ein Laken über die strittige Körperstelle und sagte dann dem Pfleger: „Los, lassen Sie uns gehen!“ Da war Schluss mit dem Zirkus.

Werner nahm die Tatsache hin, dass ich ihm den Spaß verdorben hatte und legte sich für die eintönige Fahrt zurück. Die Krankenschwester kochte! Rauch stieg aus ihren Ohren als sie sah, wie einfach ich die ganze Sache beendete und als sie erkannte, dass ich das bereits lange vorher hätte machen können, wenn ich nur gewollt hätte. Sie wusste nun nicht wen sie mehr hasste, ihn oder mich.

Nun wurde Werner zum OP-Saal gebracht und ich war direkt hinter ihm. Man trennte uns an der Tür zur OP-Station und bat mich, im Wartezimmer, das einen langen Gang entlang und in einem anderen Stockwerk lag, zu warten. Ich wusste, Werner würde in Kürze einen Riesenzirkus machen, also ging ich in das dortige Schwesternzimmer und sagte

Bescheid, dass ich in dem Wartezimmer gegenüber zu finden sei, wenn man mich bräuchte. Es dauerte ungefähr fünf Minuten, dann kam wie immer die Krankenschwester und sagte, dass man mich UNVERZÜGLICH im OP-Vorraum benötige. Werner machte wie gewohnt ein rechtes Theater. Mittlerweile war er total paranoid, so hatte ihn noch nie erlebt, er misstraute jedem, und ich meine WIRKLICH jedem. Also stellte ich mich neben ihn und begann seine Schulter, seinen Arm und seine Stirn zu streicheln um ihn zu beruhigen. Aber das war nicht möglich. Er wollte, dass ich alle Namen aufschrieb weil er wissen wollte, wer sie waren, falls sie die Operation verpfuschten. Ich tat, was er mir geheissen hatte und entschuldigte mich gleichzeitig bei der Belegschaft. Ich stopfte die Namensliste in meine Tasche. Dann versuchte ich erneut, ihn zu beruhigen. Scherzhaft meinte ich, dass alle kleinen Kinder ihre Mama oder ihren Papa dabei hätten, dass alle Erwachsenen aber alleine hier seien. Und dass ich so glücklich sei, hier bei meinem Fünfjährigen zu stehen und sein Händchen zu halten damit er sich besser fühle. Er mochte eine der OP-Schwestern wirklich gern, da sie ihn sehr gut behandelte. Wir waren beide traurig, dass sie bei der Operation nicht dabei sein würde. Es ging mir sehr nah, als sie den Tropfzugang legten, da er schon so viele Nadeln in sich hatte, und nun noch eine. Ich fragte mich ernsthaft, wie sehr seine Lebensqualität in Zukunft beeinträchtigt sein würde, wo er nun für den Rest seines Lebens jeden zweiten Tag zur Dialyse gehen müssen.

Dass die Krankenschwester oben in Werners Zimmer behauptet hatte, er würde den Chirurgen aufhalten, war wirklich ein Witz, denn nachdem wir in den Vorbereitungsraum kamen, musste Werner noch über zweieinhalb Stunden liegen und warten. Wie unmenschlich! Ich hatte nie zuvor ein Krankenhaus erlebt, das schlechter organisiert war als Beaumont Royal Oak. Alles in diesem Krankenhaus war ein unorganisiertes Fiasko und der Operationsplan bildete den absoluten Höhepunkt.

Ich blieb bei Werner, bis sie ihn in den Operationssaal schafften, dann setzte ich mich so lange in das Wartezimmer für ambulante Patienten, das gleich gegenüber des OP-Bereichs lag, bis man mich bat, in das 800 Meter entfernte Wartezimmer für stationäre Patienten zu gehen. Ich ging jedoch auf Werners Privatzimmer und saß dort alleine und in aller Ruhe. Da klingelte das Telefon und Steven Feldman war am Apparat, Werners bester und langjähriger Anwalt. Steve wollte Werner sprechen und ich erzählte ihm, dass Werner gerade operiert wurde. Steve wollte wissen, was er hatte und war mir und Werner eine gute Stütze. Allein die Tatsache, dass ich mit einem verständnisvollen, freundlichen Menschen wie Steve reden konnte, half mir an diesem schwarzen Tag sehr. Nach dem Telefonat dachte ich, ich sollte wohl besser wieder zum Wartezimmer für stationäre Patienten gehen, um den Arzt nicht zu verpassen. Der Weg dorthin schien ewig lang zu sein und als ich endlich ankam, wurde das Zimmer gerade für die Nacht geschlossen und mir wurde gesagt, ich müsse wieder zurück zum Wartezimmer für ambulante Patienten. Dort saßen noch jede Menge Leute, die bangend auf ihre Lieben warteten. Ich machte es mir bequem, las mein Buch und wartete. Das Telefon klingelte. Und klingelte. Und klingelte. Die ehrenamtliche Helferin war bereits nach Hause gegangen. Wir sahen uns nur alle gegenseitig an und ließen das Telefon klingeln. Aber wir alle befürchteten, dass wir eventuell eine Nachricht über unsere jeweilige Angehörigen verpassen würden. Um

17.30 Uhr kam endlich Dr. Frikker und sagte, dass die Operation vorbei und sehr gut verlaufen sei. Werner müsse noch eine bis eineinhalb Stunden im Aufwachraum liegen.

Ich ging zurück in Werners Zimmer und bemerkte, dass jemand Werners Sachen durcheinander gebracht hatte. Niemand hatte Werners Sachen anzufassen. Er ging an die Decke wenn es jemand nur wagte ein einziges Stück Papier anzufassen, das ihm gehörte. Ich fragte: „Was geht hier vor?“ „Oh, Dr. Frikker wollte Werner auf die Nierenstation verlegen lassen, damit er besser überwacht werden kann,“ wurde mir geantwortet. „Haben sie dort ein Privatzimmer für ihn?“ fragte ich. „Ich weiß es nicht,“ war die Antwort. Als nächstes wollte ich wissen, wo die Nierenstation war und es wurde mir erklärt. Ich ging dorthin. Es war die dunkelste, düsterste Krankenstation, die ich je gesehen hatte. „Haben Sie ein Privatzimmer für Werner?“ fragte ich. „Nein,“ war die Antwort. „Wir reservieren die Privatzimmer für unsere Transplantatpatienten.“ „Dann werden wir nicht hier bleiben,“ sagte ich. „Aber der Arzt hat die Verlegung angeordnet!“ „Dann rufen Sie den Arzt an und bringen ihn dazu, die Anordnung zurückzunehmen,“ sagte ich. „Ich verbringe die Nacht bei Werner und das kann ich nicht wenn andere Patienten im Zimmer sind. Und Werner wird es nicht tolerieren, in einem Minizimmer untergebracht zu werden.“ „Der Arzt wurde benachrichtigt und die Anordnung zurückgenommen.“

In der Zwischenzeit machte Werner das Gleiche durch. Er litt Höllenqualen bei dem Gedanken, dass jemand seine Papiere anfasste während er im Aufwachraum feststeckte. Und er verlangte ebenfalls ein Privatzimmer auf der Nierenstation oder aber sein bisheriges Zimmer. Der Arzt hatte gemeint, die andere Station könne die Versorgung des Shunts nicht garantieren, deswegen wollte er ihn verlegen. Endlich erwischten wir den Arzt und Werner konnte in sein altes Zimmer zurückkehren. Ich war so aufgebracht über das Personal in diesem Krankenhaus, ich schaffte nur die Hälfte meines Abendessens.

Um 19.30 Uhr kam Werner endlich halb verhungert zurück auf sein Zimmer; er hatte seit dem vorherigen Abend nichts gegessen. Ich hatte seit 17.30 Uhr mit der Belegschaft gekämpft um ihm ein Tablett bringen zu lassen, aber sie sagten, er könne erst eines bekommen, wenn es der Arzt anordne. Ich bat, wenigstens in der Küche Bescheid zu sagen, damit er dann so spät noch eines bekäme. Als sie nun um halb acht endlich die Anweisung des Arztes erhielten und diese an die Küche weiterreichten, hieß es von dort seelenruhig, dass es nun zu spät sei, einem Patienten Essen zu servieren, man habe schon geschlossen. Ein paar Teller Spargelsuppe könne man ihm allerdings noch bringen. Die Suppe war sehr salzig und, was noch schlimmer war, reich an Kalium, was bei Werner einen Herzstillstand auslösen konnte. Er schüttete die Suppe regelrecht in sich hinein, so hungrig war er. Ich sagte zu ihm, ich würde schnell zu Woolworth hinüberlaufen und ihm Leber mit frittierten Zwiebeln bringen. Das wünschte er sich. Ich steckte etwas Geld ein und machte mich auf den Weg. Und wen treffe ich am Eingang? Diesen Mistkerl Hari Mali, der wieder einen Inder als Zeugen mitgebracht hatte und auf dem Weg war, Werner zu besuchen. Ich sagte, dass er Werner jetzt nicht sehen könne, er sei gerade erst aus dem OP gekommen. Er fragte, ob Werner bei Bewusstsein sei. Ich sagte: „Noch nicht so

ganz“. Er ging mit seinem Zeugen einfach weiter. Ich schnappte mir ein Telefon und rief in Werners Zimmer an um ihm zu sagen, dass Hari und ein Zeuge auf dem Weg zu ihm seien. Werner befahl mir, meinen Hintern wieder ins Zimmer zurück zu bringen, da er einen Zeugen brauche. Ich erwiderte: „Der Grill schließt in 10 Minuten, was solle ich tun, Essen holen oder wieder hoch kommen?“ „Komm SOFORT hierher!“ rief er gereizt.

Ich rief dann im Schwesternzimmer an und bat, man möge Mali abfangen und ihm sagen, dass Werner an diesem Abend keinen Besuch empfangen könne, da er gerade erst operiert worden sei. Ich erklärte, dass diese Kerle Ärger bedeuteten. Gleich als ich die abscheuliche Schwäche in der Stimme der Krankenschwester hörte war mir klar, dass ich mit dieser Bitte keinen Erfolg haben würde. Ich rannte so schnell ich konnte zurück zu Werners Zimmer. Ich schaffte es noch vor Mali und seinem Freund, die an einem öffentlichen Telefon saßen. Mali und sein Freund kamen in Werners Zimmer. Mali sah finster drein und gab Werner einen drei oder vier Seiten langen Brief. Der Anfang war lauter Schmalz und sprach davon, wie Werner ihm über die Jahre hinweg geholfen hatte. Im zweiten Teil ging es darum, wie Mali Werner die Summe zurückzahlen würde, die er ihm schuldete. Mali prahlte, wie gut es ihm jetzt auf Grund der Deckung durch Jack Feldman finanziell ging, und dass er nun niemanden mehr brauche. Mali versuchte, Werner die drei oder vier Seiten zu geben. Werner sagte, ich solle sie nehmen und lesen. Mali gab Werner einige Schecks und meinte, der Rest käme vor dem 31.12.1992. Mali und sein Zeuge gingen dann und Werner war über das Ganze sehr aufgebracht. Er schwor, dass Mali nie wieder sein Freund sein würde. Ich beruhigte ihn und sagte, dass ich nun zu einem Restaurant an der Woodward-Straße gehen würde, um ihm seine Leber mit Zwiebeln zu holen, da es wegen Malis Besuch für Woolworth zu spät war. Ich stieg in sein Auto und fuhr zum Ground Round an der Ecke 13. Straße und Woodward. Dort gab es keine Leber mit Zwiebeln, darum bestellte ich für uns beide ein Steak und bat darum, sein Steak in kleine Häppchen zu schneiden, damit ich ihn füttern konnte. Es schien ewig zu dauern, bis dieses Steak fertig war. Ich ließ Werner ungerne so lange allein während er so aufgebracht war und Schmerzen hatte. Aber endlich war das Steak eingepackt, ich stieg wieder ins Auto und fuhr zurück. Mittlerweile war der Parkplatz geschlossen und ich musste viel weiter weg parken. Und dann war auch noch das Geschäftsgebäude abgeschlossen, was bedeutete, dass ich im Freien durch die Kälte zum Krankenhaus laufen musste. Dann hieß es warten, bis ein später Besucher das Krankenhaus verließ, da die Türen abgeschlossen waren. Werner war immer noch aufgebracht und erschöpft, als ich zurückkam. Er war froh mich zu sehen und fühlte sich ein wenig besser. Ich nahm sein Abendessen aus der Tüte, machte es fertig und fütterte ihn das Steak und die Beilagen. Leber mit Zwiebeln wären ihm zwar lieber gewesen, aber er aß alles auf und beruhigte sich.

Werner hielt seinen Arm hochgelagert auf einem Kissen, genau wie es uns gesagt worden war. Als er seinen Arm bewegte, um eine bequemere Position einzunehmen, bekam er brennende Schmerzen, was ihn sehr beunruhigte, da er vorher keine Schmerzen gehabt hatte. Wir klingelten nach der Krankenschwester und sie gab ihm eine Darvon Tablette gegen den Schmerz, die auch half. Danach konnten wir beide gut schlafen.

Am nächsten Tag brach wieder die Hölle los. Der Pfleger wurde frech, als er versuchte, Werner in die Dusche zu bekommen. Werner wollte nicht duschen. Als die Transportpfleger kamen, um ihn zur Dialyse zu bringen sagte er: „Hier kommen wieder die Totengräber.“ Die Dialyse war kein so großes Fiasko mehr, da ich gelernt hatte, worauf ich achten musste und mit geradezu militärischer Präzision seinen Blutdruck überwachte. Der arme Werner bekam Frühstück genau bevor er zur Dialyse gebracht wurde. Nichts lief so ganz richtig an diesem Tag, hauptsächlich wegen des großmauligen und beschränkten Personals, das Werner provozierte. Als er von der Dialyse zurückkam, brach er mit dem Stationspersonal einen Streit vom Zaun. Dann kam Gary Banish zu Besuch und vorübergehend war Waffenstillstand, da Werner und Gary sich gut unterhielten. Gary hatte ein Dokument dabei, welches Werner unterzeichnen sollte. Während Gary da war, kam der Beauftragte für Schadensbegrenzung in das Zimmer. Und wieder war die Hölle los. Gary war kurz vor dem Eintreten des Beauftragten von Werner über die Situation informiert worden, daher lehnte er sich einfach zurück und sah dem Schauspiel genüsslich zu. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich darum, ob Werner das Krankenhaus verklagen würde oder nicht. Sobald Gary merkte, in welche Richtung das Gespräch ging, sprang er auf, schüttelte die Hand des Beauftragten für Schadensbegrenzung und stellte sich als Werners Anwalt vor.

Ich war außer mir, da dieses ganze Geschrei und Gezeter keinerlei Zweck erfüllte. Es ging nur darum, dass Werner nicht mit Würde und Respekt behandelt worden war und sich für die schlechte Behandlung rächte. Ich machte Werner mehrmals darauf aufmerksam, dass er nicht klagen könne, nur weil sie nicht nett zu ihm sind. Es müsste sich schon um einen Behandlungsfehler handeln. Aber er war nicht mehr bereit zuzuhören. Er war schlicht und ergreifend auf 180. Und er würde es ihnen heimzahlen, wenn auch nur mündlich. Und er würde es richtig gut machen. Ich wurde ebenfalls wütend und sagte zu Werner, wir sollten einfach unsere Sachen packen und gehen. Dieses Geschrei und das Einigeln waren einfach mehr als meine angegriffenen Nerven ertragen konnten. Werner verlangte dann sofort seine Unterlagen, um sie nach Sebring mitzunehmen. Man sagte, man könne sie nicht so schnell fertig machen, er würde sie in einigen Tagen erhalten. Das war ihm nicht gut genug, er wollte sie JETZT! „Wir können sie jetzt nicht bekommen,“ sagte man ihm. „Dann verlasse ich dieses Krankenhaus nicht, bis ich meine Unterlagen erhalte,“ brüllte er. Er verlangte den Arzt. Nach viel Geschrei und Frust auf beiden Seiten holten sie endlich den Arzt. Doktor Rochers Antwort war sehr gelassen und ruhig. Er versprach, die Unterlagen kopieren zu lassen und sie ihm in zwei Tagen, wenn er zur Dialyse käme, auszuhändigen. Werner war dem Arzt gegenüber sehr ruhig und höflich und antwortete ihm, dass er dies akzeptiere und hoffe, dass er sein Versprechen halte.

Mitten während all dieses Geschreis und Theaters kam dann eine liebe, grauhaarige, ältere, ehrenamtliche Helferin in Werners Zimmer und sagte zu ihm, dass sie einen Rollstuhl habe und bereit sei, ihn zu seinem Auto zu bringen. „MACHEN SIE BLOSS, DASS SIE IHREN VERDAMMTEN ARSCH HIER RAUS BEWEGEN!!!“ schrie er sie an. Sie schoss aus dem Raum wie eine Kugel aus dem Maschinengewehr! Ich wusste gar nicht, dass kleine alte Damen sich so schnell bewegen können.

Dann kam eine unausstehliche Krankenschwester, die zu Werner sagte, er sei entlassen worden, MÜSSE das Bett freimachen und nach Hause gehen. Niemand sagte zu Werner, er MÜSSE etwas tun, das funktionierte einfach nicht. Es kam zu einem weiteren Wortgefecht. Werner war in Topform und bereit, es mit jedem aufzunehmen. Die Belegschaft war ebenfalls in bester Form und schien es zu genießen, in dieses Zimmer zu kommen und diesen widerwärtigen alten Patienten anzumachen. Sie waren besonders erbost, dass Werner einen Spruch von Peggy an die Wand geklebt hatte, wo ihn jeder sehen konnte. Er lautete: „Wenn Arschlöcher fliegen könnten, dann wäre diese Einrichtung ein Flughafen.“ Junge, das gefiel ihnen gar nicht!

Während dieses letzten Theaters zwischen Werner und dem Personal bekam Werner einen Anruf. Es war Edna und sie schrie und heulte aus Leibeskräften. Werner versuchte das Gespräch zu beenden und erklärte ihr, dass er gerade damit beschäftigt sei, einen Kampf mit diesen Arschlöchern hier auszufechten. Edna wurde hysterisch und verlangte mich. Werner gab mir das Telefon und sagte, ich solle mich kurz fassen, es lenke ihn ab wenn ich am Telefon rede, statt ihm zuzuhören. Edna erzählte mir etwas total Schockierendes: Der kleine Bär, 14 Monate alt, war zum Spielen hinausgegangen. Er rannte im Garten umher, ging zum Küchenfenster, rannte dann zu Barneys Zaun, richtete sich am Zaun auf, rannte noch ein wenig herum und lief dann wieder ins Haus, ging in das Esszimmer, stand vor der Tür zum Kopiergerät und fiel dann plötzlich um. Er hob zwei Mal den Kopf, ließ ihn fallen und hörte auf zu atmen. Er hatte noch zwei Mal nach Luft geschnappt. Edna rannte zum Pflegeheim um Hilfe zu holen, sie schrie, dass jemand zum blauen Haus kommen und an dem Schäferhund Wiederbelebensmaßnahmen durchführen müsse. Es kam auch jemand, aber der Hund war tot und konnte nicht mehr wiederbelebt werden. Edna war vollkommen hysterisch. Ich sagte, wir seien bald zu Hause und Werner und ich würden den Hund begraben. Ich beauftragte sie, dem Handwerker auszurichten, er solle auf der anderen Seite des Großbringer Nussbaumes ein Loch für den kleinen Bären graben.

Ich war daraufhin sehr aufgewühlt und attackierte Werner. Ich sagte, wenn er nur gleich heimgegangen wäre anstatt diesen ganzen Zirkus zu veranstalten und für nichts und wieder nichts herumzuschreien, dann hätte ich zu Hause sein und den kleinen Bären in meinen Armen halten können, als er starb. Werner fing dann an, mich anzuschreien und meinte ich beschuldige ihn, den Hund getötet zu haben. „Nein,“ sagte ich, „ich wäre nur gern bei ihm gewesen, als es passierte.“ Es kam zu weiterem Geschrei zwischen Werner und mir. „Verdammt noch mal,“ brüllte ich, „lass uns deine verflixten Sachen packen und heimfahren, damit ich meinen armen kleinen Hund begraben kann.“ Nun hieß es Werner gegen Sandy, nicht mehr Werner gegen das ganze Krankenhaus. Ich war der neue Feind. Allerdings war mir das mittlerweile total egal, ich wollte nur nach Hause. Ich hatte von Werners Zirkus gründlich die Nase voll, mir reichte es.

Ich packte unsere Sachen und schleppte dann die erste Ladung zum Auto. Werner brüllte wie ein abgestochenes Schwein, dass nicht ich die Sachen tragen sondern es diese Mistkerle hier machen lassen solle. „Nach der Art und Weise, wie du dich benommen

hast,” sagte ich zu Werner, „werden die keinen Finger für uns krumm machen.“ Ich kam zurück, half Werner beim Anziehen und packte den Rest der Sachen zusammen. Sie waren auf ein Wägelchen aus rostfreiem Edelstahl gelegt worden. Ich half Werner dann in den Rollstuhl und wir machten uns auf den Weg. Er war mir gegenüber auf dem Heimweg nicht gerade freundlich. Aber sobald wir nach Hause kamen, half ich ihm beim Aussteigen und wir beide gingen uns den Leichnam des kleinen Bären anschauen, der so ruhig und still auf dem Boden im Esszimmer des blauen Hauses lag. Werner saß auf einem Stuhl, sprach mit seinem Hund und weinte über seinen Tod. Dann wurde Werner sehr übel und es wurde ihm schwarz vor Augen, also brachten Rich und ich ihn schnell in mein Bett. Sofort ging es ihm besser. Er versuchte sich aufzusetzen, damit wir unseren Hund beerdigen konnten aber er wurde wieder fast ohnmächtig, daher brachten wir ihn ganz schnell dazu sich wieder hinzulegen. Ich rannte dann zu McDonald’s und holte ihm einen Hamburger, Kaffee und einen Milchshake. Er aß den Hamburger und fühlte sich danach besser. Rich wickelte Bär in eine Decke, so wie Werner es ihm aufgetragen hatte, und trug den Hund alleine vom Haus zum Grab. Wir halfen dann Werner zum Grab. Werner hielt eine feine Totenmesse für den kleinen Bären und sprach das deutsche „Vater unser“. Ich sagte danach einige katholische Totengebete für unseren kleinen Freund. Wir ließen ihn sanft in das frische Grab hinunter und positionierten ihn vorsichtig so, dass er mit dem Kopf in Richtung des Grabes unseres alten Bärchens lag. Ich machte mir große Sorgen um Werner, wie er so in seinem Gartenstuhl saß, und befürchtete, er könne ohnmächtig werden. Wir hatten Tannenzweige unter den kleinen Bären gelegt, genau wie wir es mit dem alten Bären gemacht hatten. Werner stand nun auf und holte alles Kleingeld aus seinen Taschen. Er legte es ins Grab, damit der kleine Bär sich auf dem langen Weg in den Himmel ein paar Hamburger und etwas Eiskrem kaufen konnte. Werner schwankte und fiel fast in das Grab. Wir fingen ihn auf und setzten ihn wieder in den Gartenstuhl. Er war in Beaumont wieder einmal zu lange der Dialyse ausgesetzt gewesen und als Folge davon war sein Blutdruck im Keller.

Wir legten dann Zweige auf unseren kleinen Bären und schoben sanft mit unseren Händen die Erde in das Grab, bis der Leichnam komplett bedeckt war. Auf diese Art füllten wir die Hälfte des Grabes und machten dann mit den Schaufeln weiter. Danach brachte ich einen sehr müden, erschöpften und trauernden Werner ins Bett, wo er vor lauter Erschöpfung sofort einschlief.

Seine nächste Dialyse fand am 17. Dezember in der ambulanten Dialysestation des Beaumont Royal Oak-Krankenhauses statt. Werner und ich hatten noch im Krankenhaus eine heftige Diskussion, wo er für die Dialyse hingehen sollte. Schließlich und endlich beschlossen wir, dass er im Beaumont Royal Oak anfangen sollte um zu sehen, wie es dort war. Später würde er zu Beaumont Troy wechseln, da dieses Krankenhaus näher war und ich Werner dort absetzen und danach wieder abholen konnte, sobald sein Zustand stabil war und es ihm besser ging.

Am 17. Dezember gingen wir also zur ersten Behandlung ins Royal Oak Dialysezentrum. Die Belegschaft dort war wirklich nett. Es gefiel ihm, sich verwöhnen zu lassen. Aber

auch dort wurde die Dialyse zu lange durchgeführt und er begann erneut, sich krank und schwach zu fühlen. Sie stellten ihn auf den Kopf und pumpeten Kochsalzlösung in ihn hinein. Nach der Dialyse prüften sie seinen Blutdruck. Er durfte nicht gehen, weil der Druck viel zu niedrig war. Und er merkte es auch. Er fühlte sich schwach und ihm wurde schwindelig wenn er aufstand, sodass er sich ganz schnell wieder hinsetzen musste um nicht umzufallen.

Am 16. Dezember fand im Wil Mar wie üblich im Aufenthaltsraum die Weihnachtsfeier für die Angestellten statt. Werner war von den vielen Krankenhausaufenthalten, Dialysebehandlungen, den daraus folgenden Schwächeanfällen, dem niedrigen Blutdruck und dem wiederholten frühen Aufstehen total am Ende. Sein Bett sah so richtig einladend aus. Er hatte mit dem Gedanken gespielt, an der Weihnachtsfeier für eine oder zwei Stunden teilzunehmen, aber am Nachmittag beleidigten ihn einige der neueren Angestellten, deswegen beschloss er, „Zum Teufel damit,“ und ging ins Bett. Ich arbeitete den ganzen Tag an Wil Mars Büchern und konnte vor 19 Uhr, als die Feier anfangen sollte, nicht mal Luft holen. Ich ging dann zu Werner um ihm beim Anziehen zu helfen. Er lag im Bett und war erschöpft, das sah ich auf einen Blick. Er empörte sich über einige der neueren Angestellten, daher stimmte ich ihm zu im Bett zu bleiben und sich auszuruhen, vor allem da am nächsten Tag wieder eine Dialysebehandlung anstand, die ihm noch mehr Energie rauben würde. Ich blieb etwa eine Stunde lang bei Werner und ruhte mich ebenfalls aus, dann ging ich hinüber zum Wil Mar um auf der Feier wenigstens kurz mein Gesicht zu zeigen. Genau wie Werner, wenn nicht sogar mehr, war ich über das betrunkene Spektakel, das ich dort zu sehen bekam, gründlich entsetzt, besonders über Leonard, einem neueren Pfleger. Er war so betrunken, dass es geradezu mitleiderregend war. Ich blieb bis etwa 23 Uhr und ging dann nach Hause. Werner schlief tief und fest. Er wachte kurz auf, um auf die Toilette zu gehen und ich erzählte ihm von der Feier und wie angewidert und enttäuscht ich war. Nur ein weiteres Mal ist die Wil Mar-Weihnachtsfeier in eine solche Orgie ausgeartet.

Werner und ich besprachen uns und entschieden, dass wir die Feiertage nicht verstreichen lassen wollten, ohne für die langjährigen Angestellten, die uns immer sehr treu ergeben waren, etwas Nettes zu organisieren. Werner beschloss daher, sie am Mittwoch, den 30. Dezember 1992 um 14 Uhr zu Kaffee und Donuts einzuladen und ihnen dann unsere Hochzeitsbilder zu zeigen. Um 14 Uhr platzierte Werner sich also am westlichen Ende des langen Tisches in der Bibliothek und ich brachte die Donuts und das Hochzeitsalbum. Werner hielt das Album, blätterte um und erklärte, was auf jedem Bild so vor sich ging. Die Angestellten bedauerten, dass die Hochzeit nicht im Wil Mar stattgefunden hatte und, ehrlich gesagt, ich auch. Wil Mar ist mein Zuhause, das Sun N Lake Towers fühlte sich für mich nie so an. Und weil wir in Florida geheiratet haben, war es meiner Mutter nicht möglich der Hochzeit beizuwohnen, eine Tatsache, die Werner so eingeplant hatte, die mich aber sehr traurig stimmte und verletzte. Aber da ich Werner kannte, wusste ich, dass ich den Mund zu halten und den Schmerz hinunterzuschlucken hatte, wenn ich ihn heiraten wollte. Auch meine Mutter war schwer getroffen. Sie versuchte es schönzureden indem sie sagte, dass sie Werner ja nie so richtig nett behandelt hätte, aber trotzdem brachte sie ihre verletzten Gefühle und ihre Enttäuschung, nicht dabei gewesen zu sein,

zum Ausdruck. Fairerweise muss man aber sagen, dass Werner zu meiner Mutter auch nie besonders nett gewesen war und meine Mutter verteidigte nur ihre Tochter, als er 1979 einen Hochzeitstermin festlegte und sich dann doch weigerte, mich zu heiraten. Das macht man einfach nicht mit Mutter und Tochter.

Ich hatte immer gehofft, ich würde im Sommer auf dem Rasen des Wil Mar heiraten und gleich danach im Freien einen Empfang geben. Ich wünschte, es wäre so gewesen.

Während der Donut-Feier für die alteingesessenen Angestellten beleidigte Werner zwei von ihnen: Marlene und Edna. Marlene putzte Werners Wohnung und Werner sagte, dass sie ein größeres Durcheinander hinterließ als das, das sie vorfand. Er verkündete dies allen Teilnehmern der Feier, was Marlene sehr verletzte. Und dann fing Werner mit Edna an, indem er von den toten Hühnern erzählte, die in der Küche serviert wurden, und dass sie die Küche nicht sauber hielten. Beide waren den Tränen nahe. Aber Werner fühlte sich nicht gut und erzählte es einfach, wie er es sah, komme was da wolle.

Barbara wollte, dass Werner Kopien des Hochzeitsbüchleins verteilte, aber Werner überlegte es sich, besprach es mit mir und beschloss dann, dass er dies nicht tun wollte. Er ließ dieses Thema einfach fallen.

Am 17. Dezember schrieb Werner ein paar kurze Weihnachtszeilen an seine Schwester und erzählte ihr von der Dialyse und dass es ihm nicht einen Deut besser gehe. Er schrieb von den Shunts in seinem Arm und der Schulter. Am 18. Dezember schrieb er einen Brief an Tante Henny Brehmer, der er ebenfalls von der Dialyse erzählte, und dass es ihm nicht besser gehe. Er erzählte ihr auch von den beiden Shunts. Werner hatte im Florida-Krankenhaus innerhalb von 17 Tagen 37 kg abgenommen und seitdem sah sein Gesicht zerbrechlich und eingefallen aus. Seine Haut war wie Pergament und riss sehr leicht auf. Er war wackelig auf den Beinen. Er war schneeweiß, fast schon durchsichtig. Er war matt und schnell erschöpft. Aber langsam kamen seine Kräfte zurück, da er die Gifte in seinem Blut los wurde und ich hegte große Hoffnungen, dass sich sein Gesundheitszustand stabilisieren würde und er so etwas wie ein normales Leben würde führen können. Die Nahrung war nach wie vor ein großes Problem. Fast alles war verboten, vor allem Obst, Gemüse, Fleisch, Nüsse, Schokolade und Flüssiges. Er musste auf die Kaliumwerte achten, die zu hoch waren und zuviel Kalium einen Herzstillstand auslösen konnte. Er erbrach nicht mehr und sein Appetit kam langsam zurück, was es um so schwieriger machte, den strengen Diätplan einzuhalten. Aber eines gab es, das er essen durfte und so sehr liebte, und das waren Donuts. Junge, wie er Donuts liebte! Ich kaufte ihm jeden Tag ein Dutzend und jeden Tag aß er den ganzen Karton leer. Das blieb nicht ohne Folgen. Sein Gewicht ging von 99 kg am 17. November, als er aus dem Krankenhaus entlassen wurde, bis zum Tag, an dem er starb auf 111 kg hinauf, nur auf Grund dieser leckeren Dunkin Donuts.

Werner ging nun drei Mal die Woche zur Dialyse, und zwar dienstags, donnerstags und samstags. Ich hatte um Montag, Mittwoch und Freitag gebeten und erklärt, dass ich die Wochenenden für mich bräuchte um mich nach allem, was ich durchgemacht hatte, zu erholen. Man sagte mir, dass diese Tage die einzigen seien, die sie zur Verfügung hätten, und dass sie uns auf die anderen Tage verlegen würden, sobald etwas frei würde. Dann änderte man unsere Zeit von 10.30 Uhr auf 7.15 Uhr. Ich bin kein Morgenmensch, diese Uhrzeiten waren die Hölle für mich, aber ich dachte, ich würde wenigstens zeitig genug zum Wil Mar zurückkommen um die Buchhaltung fertig zu machen. Wie naiv ich doch war!

Werner wollte, dass sie ganz viel Flüssigkeit abziehen, damit er weiterhin 99 kg wog. Er liebte dieses Gewicht und meinte, so wenig hätte er nicht mehr gewogen, seit er 40 war. Daraufhin zogen sie zuviel ab und er durfte die Station nicht verlassen, bis sein Blutdruck wieder stieg. Die Methode, mit der sie seinen Blutdruck wieder auf die richtige Höhe bringen wollten, war Zufuhr von Kochsalzlösung. Er weigerte sich aber, da dies sein Gewicht wieder erhöhen würde und er wollte doch „dünn“ bleiben. Ein zweiter Weg war das Trinken von Hühnerbrühe, die er liebte. Ich goss ihm also Hühnerbrühe in den kleinen Schnabel, damit der Blutdruck wieder stieg, wir zurück zum Wil Mar gehen und ich die Buchhaltung machen konnte. Dann begann er auch über die Hühnerbrühe zu meckern, obwohl sie ihm so schmeckte. Er meinte, dass er davon auch zunehmen würde. Am 17. Dezember war ich wirklich ärgerlich, denn wir waren um 7 Uhr morgens angekommen und mittlerweile war es 19.15 Uhr. Wir saßen immer noch dort, nur weil er nicht tat, was man ihm sagte und sein Blutdruck zu niedrig war, weil sie zuviel Flüssigkeit entfernt hatten. Um 19:35 Uhr konnten wir endlich gehen.

Es war nach 20 Uhr, als wir zu Hause in Utica ankamen. Ich war erschöpft und ausgehungert und mein Hund Mopsey war den ganzen Tag im Haus eingesperrt gewesen. Ich ließ Mopsey hinaus und die Nachbarin, Ann Kay, ließ ihren Hund Barney hinaus. Wir saßen zusammen auf der Gartenschaukel. Nach ein paar Minuten beschloss ich, nach Werner zu sehen um sicher zu gehen, dass alles in Ordnung war. Ich ging durch die Garage ins Haus. Werner war nicht im Bett. Ich rief seinen Namen und er antwortete mir aus dem Bad. „Alles in Ordnung?“ fragte ich. „Nein,“ antwortete er. „Was ist denn los?“ fragte ich weiter. „Kann nicht scheißen,“ kam seine Antwort. Oh nein, was war denn nun schon wieder? Ich sagte zu ihm, dass ich erschöpft sei und mich für 15 Minuten auf die Schaukel setzen und Mopsey zusehen wolle, während er auf der Toilette saß und versuchte sein Geschäft zu verrichten. Er sagte daraufhin, er wolle ins Harper-Krankenhaus. Ich war so erschöpft, ich konnte kaum aus den Augen sehen. „Ich kann dich nicht zum Harper-Krankenhaus bringen,“ sagte ich. „Ich bin fix und fertig und körperlich nicht mehr in der Lage, so weit zu fahren.“ „Ich rufe einen Krankenwagen,“ antwortete er. „Du willst mit dem Krankenwagen den langen Weg zum Harper-Krankenhaus fahren, nur weil du Verstopfung hast?“ fragte ich. „Das ist absurd.“

Zwei Krankenhäuser lagen in unserer Nähe, das St. Joseph West und das Beaumont Troy. „Ich fahre dich zu einem dieser beiden,“ sagte ich zu ihm, „aber nicht weiter, denn ich

stehe am Rande eines Zusammenbruchs. Ich werde dich zur Notaufnahme fahren und dich abliefern und wenn du fertig bist, kannst du mich anrufen und ich komme dich abholen.“ Das passte ihm gar nicht. Er sagte, ich liebe ihn nicht und dass ich gemein zu ihm sei.

Ich ließ ihn auf dem Klo und ging zurück, um mit der Nachbarin auf der Schaukel zu sitzen. Zehn Minuten später kam Werner am 17. Dezember in einem kurzärmeligen T-Shirt und der beigen Badehose aus der Garage in den verschneiten Garten spaziert. Was für ein Anblick, Mitte Dezember! Ich fragte mich, was das Krankenhaus davon halten würde, wenn dieser alte Typ im Dezember in der Badehose hereinkam! Mir wurde allein beim Anblick seiner nackten Beine kalt.

Ich rannte ihm dann nach und holte ihn ein, während er durch das Pflegeheim lief. „Also, wohin, zum Beaumont Troy oder St. Joes West?“ „Ich hasse dieses Scheiß-Beaumont,“ schrie er mich an. „Gut, dann also St. Joes.“ „Das ist auch nicht gerade das beste Krankenhaus,“ knurrte er. Pech, dachte ich mir, um ein fäkale Verhärtung herauspulen zu lassen braucht man keinen Superarzt. Ich setzte ihn in den Lincoln, wobei ich auf seinen Arm achtete, dann fuhren wir zum St. Joes West. Ich hielt am Eingang der Notaufnahme und ließ ihn aussteigen. „Ruf mich an, wenn du fertig bist,“ sagte ich zu ihm. „Ich werde im blauen Haus sein und schlafen.“ Auf dem Heimweg sah ich eine Dunkin Donut-Bäckerei, hielt an und kaufte ihm ein Dutzend Donuts. Ich nahm an, dass der Laden geschlossen sein würde, bis er fertig war und er liebte seine Donuts so sehr, dass er jeden Tag der letzten drei Wochen seines Lebens über ein Dutzend aß.

Um 2.15 Uhr erhielt ich einen Anruf vom Pflegeheim, dass Werner dort angerufen und gesagt habe, dass er abgeholt werden könne. Er rief dort an, um mich nicht zu wecken, aber die faulen Leute der Nachtschicht gaben es einfach weiter und riefen mich an, so dass sie sich nicht erheben und ihren Hintern ein bißchen bewegen mussten.

Ich fuhr dann direkt zum St. Joes um ihn abzuholen. Der reizende kleine Kerl war fröhlich und putzmunter und wartete in einem Rollstuhl auf mich. Er war von der Belegschaft des St. Joes sehr gut behandelt worden und traf sogar eine Krankenschwester, die früher im Wil Mar gearbeitet hatte und ihn mochte. Er war hellwach, sehr gesprächig und prächtigster Laune. Ich fuhr dann die 19-Meilen-Straße Richtung Westen, nördlich auf Hayes, dann die Hall-Straße nach Westen. Ich sagte, dass auf dem Armaturenbrett ein Dutzend Donuts auf ihn wartete. Mittlerweile standen wir an einer roten Ampel, einen Häuserblock von Dunkin Donuts entfernt, Werner entdeckte den Laden und wollte, dass ich dort einbog. Also fuhr ich um 2.45 Uhr auf den Parkplatz. Er hatte seinen Karton voller Donuts, die er vom Armaturenbrett heruntergezogen hatte, unter dem Arm, er brauchte also keine. Was er wollte war ein schöner großer Becher Kaffee zu seinen Donuts dazu. Er ging zur Ladentheke, sah sich die verschiedenen Bechergößen an und entschied sich dann für die mittlere, welche immerhin recht groß war. Er sagte dem Verkäufer, dass er den Becher nur halb voll haben und auch nur für die Hälfte bezahlen wolle, da er Dialysepatient sei und nicht so viel trinken dürfe. Er goss dann Sahne in den Kaffee und setzte sich hin, um seine Donuts zusammen mit dem

frischen heißen Kaffee zu genießen. Ich ließ ihn gern nach Herzenslust essen, da Donuts und Kaffee nichts enthielten, was nach der lächerlich strengen Dialysediät verboten war. Außer, dass er seinem Körper nicht soviel Flüssigkeit zuführen sollte. Aber er hatte einen sehr stressigen Tag und eine anstrengende Nacht hinter sich und ich hatte nicht die Absicht, ihm den einen Höhepunkt eines ansonsten recht mäßigen Tages zu vermiesen. Er setzte sich gleich um die Ecke vom Eingang auf einen Stuhl und stellte seinen Kaffee und die Donutschachtel auf den Tisch. Dann begann er, an dem Kaffee zu nippen und zu entscheiden, welchen Donut er als ersten essen würde. Er wählte natürlich den Zopf mit dem Zuckerguss, denn das war sein Lieblingsgebäck. Als nächstes aß er einen französischen Krapfen mit weißer Glasur (Schokolade war wegen des hohen Kaliumgehaltes verboten). Innerhalb der nächsten 20 Minuten stand er zweimal auf und ließ sich von dem netten Herrn hinter der Theke erst seinen Becher halb mit heißem Wasser füllen und dann einen zweiten Becher halb voll mit heißem Wasser geben. Er war ganz in seinem Element als er mit den Flüssigkeiten spielte, das Wasser und den Kaffee hin und her schüttete und den Kaffee nach seinem Geschmack verdünnte. Wir verließen den Donutladen schließlich so gegen 3.15 Uhr mit einem sehr glücklichen und zufriedenen Werner auf dem Weg nach Hause in sein geliebtes Bett. Lassen Sie es sich gesagt sein, hinter Werner schlich eine totmüde Ehefrau, die ihn dann nach Hause fuhr.